

T. Bargel / J.-U. Sandberger

Trendbericht

Studierende in den 80er Jahren

Befunde der Erhebungen 1983, 1985, 1987 und 1990 im Zeitvergleich
nach Hochschulart, Geschlecht und Fächergruppen

Hefte zur Bildungs- und Hochschulforschung (3)

Arbeitsgruppe Hochschulforschung Sozialwissenschaftliche Fakultät,
Universität Konstanz, März 1992

Inhalt

	Seite
Empirische Grundlagen des Trendberichts.....	1
1 Hochschulzugang und Studienvoraussetzungen	5
2 Studienentscheidung, Fach- und Hochschulwahl	12
3 Studienverlauf und Studienstrategien	21
4 Studienfachsituation und Studienerfahrungen.....	31
5 Kontakte, Betreuung und Hochschulpartizipation.....	39
6 Studentische Lebensform und soziale Situation	48
7 Orientierungen gegenüber Hochschule und Hochschulabsolventen.....	57
8 Berufliche Werte und Berufsvorstellungen	67
9 Politische Haltungen und demokratische Einstellungen.....	78
10 Orientierungen gegenüber gesellschaftlichen Verhältnissen.....	87

Projekt: Entwicklung der Studiensituation und studentischer Orientierungen
Gefördert mit Mitteln des Bundesministers für Bildung und Wissenschaft

Empirische Grundlagen des Trendberichts

Die Studierenden an Universitäten und Fachhochschulen sind in den 80er Jahren von uns wiederholt befragt worden: in den Wintersemestern 1982/83, 1984/85, 1986/87 und 1989/90. Sie bearbeiteten jeweils einen umfangreichen, weitgehend standardisierten und gleich gehaltenen Fragebogen zu ihrer Studiensituation, ihren Studienstrategien und Studienerfahrungen sowie ihren Orientierungen gegenüber Hochschule, Beruf, Politik und gesellschaftlichen Entwicklungen.

Die Auswahl der acht beteiligten Universitäten war darauf ausgerichtet, die verschiedenen vorhandenen Typen zu erfassen (Universitäten, Technische Universitäten, Gesamthochschulen) und eine breite Streuung über die Bundesländer zu erreichen. Außerdem wurde darauf geachtet, zum Teil Hochschulorte auszuwählen, an denen sich Universitäten und Fachhochschulen zugleich befinden (wie Hamburg, Frankfurt, München).

Die erste Erhebung im Wintersemester 1982/83 hatte noch eine gewisse Pilotfunktion, weshalb nur zwei Fachhochschulen einbezogen wurden; ab der zweiten Erhebung wurde deren Zahl auf sechs erweitert, und zwar auf solche, die möglichst das gesamte Spektrum der Fächergebiete an Fachhochschulen, insbesondere Sozial-, Wirtschafts- und Ingenieurwissenschaften, umfassen.

Dank der Unterstützung durch die Hochschulen konnten die umfangreichen Erhebungen jeweils ohne größere Probleme durchgeführt werden. An der ersten Erhebung beteiligten sich 6.607 Universitäts- und 1.059 Fachhochschulstudenten, bei der zweiten waren es 7.663 Studierende an Universitäten und 2.324 an Fachhochschulen, bei der dritten 7.532 an Universitäten und 2.279 an Fachhochschulen, bei der vierten Erhebung 6.999 Studierende an Universitäten und 1.813 an Fachhochschulen. (Die an den Befragungen beteiligten Studierenden der Universität (GH) Essen in FH-Studiengängen sind hier der Kategorie "Fachhochschulen" zugeschlagen.)

Die Beteiligung von 41,3 Prozent, 44,7 Prozent, 44,0 Prozent und wiederum 44,7 Prozent der angeschriebenen Studierenden entspricht den für schriftliche Umfragen ohne gezielte Mahnungsmöglichkeiten (wegen der Anonymität) erwartbaren Quoten.

Tabelle I enthält für die vier Untersuchungszeitpunkte, getrennt nach Hochschulart, die Anzahl der deutschen Studierenden insgesamt und an den beteiligten Hochschulen, sowie Angaben zum Fragebogenversand und zur Beteiligung an der Befragung.

Die Absicht der vier Erhebungen lag nicht zuletzt darin, verlässliche und über die Zeit vergleichbare Informationen über die Studienerfahrungen der Studierenden, ihr Studienverhalten und ihre Motive, ihre Probleme und Belastungen sowie ihre beruflichen Wertvorstellungen und Berufsaussichten zu erhalten.

Tabelle I

Deutsche Studierende insgesamt und an den ausgewählten Hochschulen, versandte Fragebogen und Beteiligung an den vier Erhebungen nach Hochschulart.

	Insgesamt	Hochschulart ¹⁾	
		Universitäten ²⁾	Fachhochschulen
WS 1982/83			
Deutsche Studierende insgesamt	1.131.900	875.800	204.146
- davon an den ausgewählten Hochschulen	233.600	201.300	32.300

- Versand (absolut)	18.940	16.840	2.100
- Rücklauf: absolut	7.817	6.680	986
in Prozent	41,3	39,7	47,0
WS 1984/85			
Deutsche Studierende insgesamt	1.239.447	942.500	245.000
- davon an den ausgewählten Hochschulen	255.400	217.200	38.200

- Versand (absolut)	22.470	17.870	4.600
- Rücklauf: absolut	10.038	7.642	2.154
in Prozent	44,7	42,8	46,8
WS 1986/87			
Deutsche Studierende insgesamt	1.288.600	971.700	264.457
- davon an den ausgewählten Hochschulen	268.600	227.600	41.000

- Versand (absolut)	22.400	17.800	4.600
- Rücklauf: absolut	9.852	7.475	2.092
in Prozent	44,0	42,0	45,5
WS 1989/90			
Deutsche Studierende insgesamt	1.416.351	1.055.600	301.465
- davon an den ausgewählten Hochschulen	284.600	241.300	43.300

- Versand (absolut)	19.730	15.780	3.950
- Rücklauf: absolut	8.812	7.101	1.711
in Prozent	44,7	45,0	43,3

1) Ohne Kunsthochschulen und Verwaltungsfachhochschulen

2) Einschließlich der Fachhochschul-Studiengänge an der Universität (GH) Essen.

Quellen: Statistisches Bundesamt: Studenten an Hochschulen, WS 1982/83 und WS 1984/85 (Fachserie 11, Reihe 4.1) sowie WS 1986/87 und WS 1989/90 (Vorbericht); übrige Angaben Konstanzer Projekt Studiensituation WS 1982/83, WS 1984/85, WS 1986/87 und WS 1989/90.

In Tabelle II sind die Besetzungszahlen der nach Hochschulart, Geschlecht und Fächergruppen differenzierten Teilstichproben für die vier Befragungen aufgeführt. Die im Trendbericht präsentierten Befunde beziehen sich auf diese Gruppen und ihren Vergleich über die Zeit.

Tabelle II

Besetzungszahlen der für den Trendbericht differenzierten Teilstichproben

	WS 1982/83	WS 1984/85	WS 1986/87	WS 1989/90
Gliederung nach Hochschulart¹⁾				
Universitäten	6607	7663	7532	6999
Fachhochschulen	1059	2324	2279	1813
Gliederung nach Hochschulart und Geschlecht				
Universitäten: Männer	4224	4862	4765	4198
Frauen	2358	2748	2718	2762
Fachhochschulen: Männer	803	1708	1706	1293
Frauen	254	588	563	507
Gliederung nach Fächergruppen				
Universitäten: Kulturwiss.	1454	1583	1466	1493
Sozialwiss.	642	698	574	540
Jura	699	737	699	598
Wirtschaftswiss.	794	991	1088	1003
Medizin	777	857	933	790
Naturwiss.	1284	1498	1506	1450
Ingenieurwiss.	706	1070	1064	921
Fachhochschulen: Sozialwiss.	145	265	201	200
Wirtschaftswiss.	188	332	421	293
Ingenieurwiss.	539	1474	1409	1094

1) Differenz zu den Zahlenangaben in Tabelle I beruht auf der Aufteilung der Studierenden der Universität (GH) Essen nach Universitäts- und Fachhochschul-Studiengängen.

Die Stichprobe der Befragung im WS 1989/90 setzt sich zu 79 Prozent aus Studierenden an Universitäten, zu 21 Prozent aus Studierenden an Fachhochschulen zusammen. Verglichen mit den vorangegangenen Untersuchungen haben sich **Frauen** deutlich stärker beteiligt: ihr Anteil ist in der Uni-Teilstichprobe um vier Prozentpunkte auf 40 Prozent, in der FH-Teilstichprobe um drei Prozentpunkte auf 28 Prozent angestiegen. Damit liegt der Frauenanteil im Sample jeweils lediglich um etwa einen Prozentpunkt unter dem Anteil in der Grundgesamtheit.

Was die Zusammensetzung nach Studienfach bzw. **Fächergruppen** und ihre Veränderung angeht, so sind die zwischen 1983 und 1987 beobachteten Trends teils gestoppt oder gar umgekehrt worden, teils haben sie sich fortgesetzt. Der Anteil für die Sprach- und Kulturwissenschaften ist erstmals seit Beginn der Zeitreihe im WS 1982/83 nicht weiter gesunken, sondern im Gegenteil angestiegen. Gestoppt wurde der Rückgang auch bei den Sozialwissenschaften (einschl. Pädagogik und Psychologie), fortgesetzt hat er sich dagegen bei den Rechtswissenschaften. Der zuvor

schon leicht ansteigende Trend bei den Naturwissenschaften hat sich verstärkt, der Anteil der Wirtschaftswissenschaften hat sich nach starker Zunahme zwischen 1983 und 1987 dagegen 1990 kaum mehr verändert, bei den Ingenieurwissenschaften wurde der Aufwärtstrend sogar umgekehrt. An den Fachhochschulen bezog die Befragung im WS 1989/90 deutlich mehr Studierende im Fächerbereich Sozialwesen/Sozialarbeit/Sozialpädagogik ein als ihre Vorgängerin, die Anteile für die übrigen großen Fächergruppen, Wirtschafts- und Ingenieurwissenschaften, liegen entsprechend niedriger.

Bei der großen Zahl Befragter kann man davon ausgehen, daß selbst kleine Unterschiede signifikant sind, d.h. nicht zufällige Schwankungen, sondern tatsächliche Differenzen oder Veränderungen verkörpern. Sicherlich hängt es auch von dem jeweiligen Problem ab, inwieweit eine Veränderung als gering oder gravierend, als weitgehende Stabilität oder als Trend zu verstehen ist. In der Regel sprechen wir bei Veränderungen, die in der Größenordnung von drei bis fünf Prozent liegen, von "gewissen oder tendenziellen" Verschiebungen; Veränderungen zwischen fünf und neun Prozent werden zumeist als "deutlich" bezeichnet. Erst eine Veränderung, die zehn und mehr Punkte erreicht, wird als "erheblich" gekennzeichnet. Als Trend gelten solche Veränderungen, die von der ersten bis zur vierten Erhebung in die gleiche Richtung weisen.

Der Trendbericht hält in zehn Kapiteln fest, was anhand der Angaben durch die Studierenden an Stabilitäten und Trends für die 80er Jahre zu verzeichnen ist. In jedem Falle wird nach den beiden Hochschularten unterschieden, und es wird jeweils geprüft, ob Veränderungen in allen Fächergruppen analog verlaufen oder ob es besondere Entwicklungen in einzelnen Fächergruppen gibt. Außerdem wird aufgezeigt, inwieweit bei Studentinnen und Studenten unterschiedliche Erfahrungen, Wertungen und Forderungen vorliegen.

Der Trendbericht will in knapper Form über vorhandene Entwicklungen berichten; wegen des Umfangs der Thematik und der vielfältigen Fragestellungen kann er dennoch nicht kurz ausfallen. Er soll eine Mischung darstellen aus Berichterstattung und Nachschlagewerk. Im Text sind in einigen Tabellen und Abbildungen wichtige Befunde veranschaulicht.

1 Hochschulzugang und Studienvoraussetzungen

Als Aspekte des schulischen Bildungsweges, die sich in der Studienwahl und Studienbewältigung auswirken können, werden u.a. der besuchte Gymnasialzweig und die Wahl von Leistungskursen in der Oberstufe behandelt. Hier ist die Entwicklung der Geschlechtsunterschiede, welche wesentlichen Anteil an der ungleichen Verteilung von Männern und Frauen auf die Studienfächer haben dürften, von besonderem Interesse, gerade vor dem Hintergrund der Bestrebungen, Frauen verstärkt zur Aufnahme auch traditionell männlich dominierter Studiengänge zu motivieren.

Im Hinblick auf die soziale Zusammensetzung der Studentenschaft werden insbesondere die Verteilung nach der Herkunftsschicht (indiziert durch Ausbildungs- und Berufsstatus der Eltern) sowie die Altersverteilung und ihre Entwicklung beobachtet. Zu fragen ist etwa, wie sich der Anteil der Studierenden aus akademischen Elternhäusern als Indikator für "Bildungsvererbung" entwickelt hat. Vor dem Hintergrund der Debatte um überlange Studiendauern und späte Studienabschlüsse ist weiterhin die Altersverteilung der Studierenden und ihre Zusammensetzung nach der Semesterzahl von Interesse.

1.1 Schulischer Bildungsweg und Studienvorbereitung

Mehr Gymnasiasten an den Fachhochschulen

Weiter fortgesetzt hat sich der seit 1983 beobachtete Trend, daß ein immer größerer Teil der Studierenden an Fachhochschulen die **Studienberechtigung** an einem Gymnasium oder einer Gesamtschule erworben hat. Der Zuwachs seit 1987 ist allerdings auf die männlichen Studenten beschränkt. Für die FH-Studentinnen lag der Anteil der vom Gymnasium Kommenden schon immer deutlich höher und blieb 1990 unverändert. Unter den Fächergruppen an den Fachhochschulen ist die Quote seit 1987 in den Wirtschaftswissenschaften besonders stark angestiegen.

In der Verteilung der Studierenden nach besuchtem **Gymnasialzweig** sind kaum Verschiebungen eingetreten. Auch die Geschlechtsunterschiede - Frauen haben deutlich häufiger ein neusprachliches, Männer ein mathematisch-naturwissenschaftliches Gymnasium besucht - blieben seit der letzten Befragung unverändert, nachdem zwischen 1985 und 1987 unter den Universitätsstudenten eine Tendenz zur Nivellierung zu beobachten war. Deutliche Affinitäten bestehen, wie schon zuvor, zwischen Studienfach und besuchtem Gymnasialzweig.

Weiter zugenommen haben erwartungsgemäß die Anteile der Studierenden, welche die **neugestaltete Oberstufe** besucht haben. Die Quote für die herkömmliche Oberstufe liegt nun auch für die Studierenden an Universitäten unter 10 Prozent.

Stabile Unterschiede nach dem Geschlecht bei der Leistungskurs-Wahl

Die Verteilung der Studierenden nach den in der Oberstufe **gewählten Leistungskursen** ist über die Zeit sehr stabil. In diesem Punkt bestehen Geschlechts- und Fachunterschiede von gleicher Größenordnung wie beim besuchten Gymnasialzweig. Studentinnen haben alle jene Leistungskurskombinationen deutlich häufiger gewählt, an denen sprachliche Fächer beteiligt sind, einschließlich der Kombination einer Sprache mit Mathematik bzw. einem naturwissenschaftlichen Fach. Bei den Männern entfallen dagegen deutlich höhere Anteile auf die Kombinationen zweier mathematisch/naturwissenschaftlicher Fächer oder eines naturwissenschaftlichen mit einem gesellschaftswissenschaftlichen Fach.

Die Unterschiede, die zwischen den Fächerbereichen in der Wahl der Leistungskurse bestehen, entsprechen an Universitäten weitgehend erwartbaren Mustern: Studierende der Kulturwissenschaften hatten besonders häufig zwei sprachliche Fächer gewählt, Natur- und Ingenieurwissenschaftler zwei mathematisch-naturwissenschaftliche Fächer; Studierende der Rechts-, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften tendierten zu Kombinationen mit einem gesellschaftswissenschaftlichen Fach, Medizinstudenten hatten besonders häufig eine Sprache mit Mathematik oder einer Naturwissenschaft kombiniert.

An den Fachhochschulen sind die Affinitäten zwischen Fächerbereichen und Leistungskursen etwas anders gelagert. Die Ingenieurstudenten hatten hier nicht annähernd so häufig zwei mathematisch/naturwissenschaftliche Fächer gewählt wie ihre Pendanten an den Universitäten; die Studierenden der Wirtschaftswissenschaften und insbesondere des Sozialwesens hatten sich weniger mit gesellschaftswissenschaftlichen Fächern abgegeben, dafür häufig die Kombination einer Sprache mit einem mathematisch/naturwissenschaftlichen Fach gewählt.

Der Befund, daß sowohl die Leistungskurskombination in der Oberstufe, als auch die Verteilung auf die verschiedenen Gymnasialzweige einerseits erheblichen Geschlechtsunterschieden unterliegt und andererseits mit der Fachzugehörigkeit kovariiert, deutet darauf hin, daß die geschlechtsspezifischen Muster der Fachwahl in beträchtlichem Maße durch die Wahl der Leistungskurse vorbereitet, ja, teilweise bereits in der Entscheidung für einen bestimmten Gymnasialzweig angelegt sind.

Tendenz zu besseren Abiturnoten anhaltend

Angehalten hat der Trend einer - wenn auch geringfügigen - Verbesserung der **Durchschnittsnote des schulischen Abschlußzeugnisses**. Die Studierenden kommen mit etwas besseren Notenschnitten an die Universitäten als an die Fachhochschulen. Die Studentinnen übertreffen insbesondere an den Fachhochschulen die männlichen Studenten.

Was die Relationen zwischen den Fächergruppen angeht, so behaupten die Studierenden der Medizin sowie der Mathematik und Naturwissenschaften ihre Spitzen-

plätze. In einigem Abstand, jedoch mit deutlich verbessertem Durchschnitt, folgen die Studierenden der Rechtswissenschaften. Eine merkliche Verbesserung des Notenschnitts verzeichnen ebenfalls die Wirtschaftsstudenten an Fachhochschulen. Sie liegen, als im Hinblick auf die Schulnoten beste der drei FH-Gruppen, mit ihren Pendanten an den Universitäten, der hier schwächsten Fächergruppe, nunmehr gleichauf. - Betrachtet man anstelle von Durchschnittsnoten Intervalle auf der Notenskala, so weisen in der obersten Kategorie (Noten zwischen 1,0 und 1,9) auch 1990 die Medizinstudenten den höchsten Anteil auf, gefolgt von den Studierenden der Naturwissenschaften.

Studentinnen beurteilen die schulische Vorbereitung ungünstiger

Wenn man den Studierenden ihrerseits Gelegenheit gibt, der **Schule** für ihre **Wissensvermittlung** Zensuren zu erteilen, so wird das studienfachbezogene Grundwissen negativer beurteilt als das vermittelte Allgemeinwissen. Zwischen den Hochschularten bestehen zu beiden Aspekten gegenläufige Relationen: das fachliche Grundwissen schneidet in der Bewertung der Studierenden an Fachhochschulen besser ab als in der Sicht der Uni-Studenten, beim Allgemeinwissen verhält es sich umgekehrt.

Studentinnen an Universitäten beurteilen die Vorbereitung durch die Schule in bezug auf beide Aspekte ungünstiger als die Männer; an den Fachhochschulen ist dieser Geschlechtsunterschied auf die Bewertung des Fachwissens beschränkt. Hier treten erwartungsgemäß auch größere Differenzen zwischen den Fächergruppen zutage als bei der Benotung des Allgemeinwissens.

Aus dem Rahmen fällt das negative Urteil der Studierenden in den Rechtswissenschaften, deren Disziplin im Fächerkanon des Gymnasiums ja nicht als eigenständiges Fach vertreten ist; sie beurteilen das von der Schule mitgebrachte studienfachbezogene Grundwissen per saldo als unzureichend.

1.2 Übergang von der Schule zur Hochschule

Mehr Studierende mit allgemeiner Hochschulreife an Fachhochschulen

Parallel zur verstärkten Rekrutierung von Gymnasialabsolventen durch die Fachhochschulen hat auch der Anteil Studierender mit allgemeiner **Hochschulreife** nochmals deutlich zugenommen, auf Kosten des Anteils mit Fachhochschulreife. Frauen kamen schon immer häufiger mit der allgemeinen Hochschulreife an Fachhochschulen als Männer; der Geschlechtsunterschied ist nahezu gleich groß geblieben. Unter den Fächergruppen an der Fachhochschule weisen die Wirtschaftswissenschaften die höchste Quote und auch den größten Zuwachs von Studierenden mit allgemeiner Hochschulreife auf.

Zunahme der Tätigkeiten zwischen Hochschulreife und Studienaufnahme

Der Anteil der Studierenden, die nach dem Erwerb der Hochschulreife gleich ein Studium (oder ein Vorpraktikum) aufnahmen, war im WS 1989/90 kleiner als drei Jahre zuvor, insbesondere an den Fachhochschulen. An **Tätigkeiten zwischen Erwerb der Hochschulreife und Studienaufnahme** wurden bei der letzten Befragung Berufsausbildung (meist in Form einer Lehre), Berufstätigkeit, Wehrdienst, Zivildienst/soziales Jahr und Sonstiges (z.B. Reisen, Jobben, Pausieren) häufiger genannt als zuvor. Mit Ausnahme der beiden letztgenannten Items gaben die FH-Studenten häufiger an, diese Tätigkeiten ausgeübt zu haben, und auch die Zuwächse fielen bei ihnen größer aus.

Naturgemäß unterscheiden sich die Übergangs- und Tätigkeitsmuster der Studentinnen erheblich von denen der Männer: sie sind einerseits viel häufiger direkt an die Hochschule gegangen - freilich verzeichneten im Zeitvergleich mit 1987 die FH-Studentinnen den stärksten Abfall der Direktübergänge -, geben andererseits aber auch häufiger als die Männer an, eine Berufsausbildung begonnen und/oder eine Berufstätigkeit ausgeübt zu haben.

Unterschiede zwischen den Fächerbereichen sind zum Teil durch die Verschiedenheit der Frauenanteile bedingt. Am meisten Direktübergänger/innen findet man in den Sozialwissenschaften an Fachhochschulen, weiterhin in den Kulturwissenschaften und unter den Ingenieurstudenten an Universitäten. Berufliche Ausbildung vor Studienaufnahme ist in erster Linie eine Domäne der Wirtschaftsstudenten an beiden Hochschularten.

Verstärkter Trend zu späterer Studienaufnahme

Diesen Befunden entspricht der seit 1985 zu beobachtende und seit 1987 noch deutlich verstärkte Trend zu **immer späterer Studienaufnahme**, bezogen auf den Zeitpunkt des Erwerbs der Hochschulreife. Das durchschnittliche Zeitintervall stieg zwischen 1987 und 1990 bei den Studierenden an Universitäten um beinahe zwei Monate auf gut 17 Monate, an Fachhochschulen gar um beinahe vier auf knapp 20 Monate. Größer geworden ist - insbesondere an den Fachhochschulen - u.a. die Quote derer, bei denen nach Erwerb der Hochschulreife eine Zeit von drei Jahren oder mehr bis zur Studienaufnahme verging.

An diesem Trend partizipieren, auf insgesamt niedrigerem Niveau, die Studentinnen sogar überproportional; auch dies gilt wiederum verstärkt für die Frauen an Fachhochschulen. Was die Relationen zwischen den Fächerbereichen angeht, so besteht eine Parallelität zwischen den Hochschularten: An Universitäten wie an Fachhochschulen sind es die Wirtschaftsstudenten, die sich mit der Studienaufnahme am meisten Zeit gelassen haben, gefolgt von den Studierenden der Sozialwissenschaften.

Wenn Studierende an Fachhochschulen vor dem Studium eine **Berufsausbildung** begonnen haben und/oder **berufstätig** waren, so stand diese Tätigkeit in der Mehr-

zahl der Fälle in engem **inhaltlichem Zusammenhang mit dem Studienfach**. Dies gilt für die Männer noch häufiger als für die Frauen. Bei zuvor berufstätigen oder beruflich ausgebildeten Studierenden an Universitäten war ein inhaltlicher Zusammenhang mit dem Studienfach viel weniger gegeben, besonders bei Studierenden in den Rechtswissenschaften, Kulturwissenschaften, Natur- und Sozialwissenschaften.

1.3 Soziale Zusammensetzung, Alter und Familienstand

Steigender Anteil Studierender aus 'akademischen Elternhäusern'

Die **soziale Herkunft** der Studierenden wird durch den Ausbildungsstatus der Eltern und die Berufsstellung des Vaters indiziert. Die Studierenden an Universitäten stammen zu deutlich höheren Anteilen aus Familien mit gehobenem Ausbildungs- und Sozialstatus als die FH-Studenten.

Im Zeitverlauf hat der Anteil der Studierenden aus akademischen Elternhäusern kontinuierlich und deutlich zugenommen; dies signalisiert freilich nicht notwendig einen Anstieg der "Vererbung" des Bildungsstatus oder ein Schwinden der Bildungsmobilität, denn je später der Untersuchungszeitpunkt, desto später geborene Kohorten kommen zum Zug, mit ebenfalls später geborenen Eltern, deren Ausbildungszeit teilweise schon mit der Expansion des Hochschulwesens in den 60er Jahren zusammenfiel.

Schwelle beim Hochschulzugang für Frauen nach wie vor höher

Bei den Studentinnen sind akademischen Elternhäuser und Väter in hoher Berufsstellung häufiger als bei den Studenten - deutliches Zeichen dafür, daß die soziale Schwelle beim Hochschulzugang nach wie vor für die Frauen höher ist. Der Geschlechtsunterschied erstreckt sich auf beide Hochschularten, er ist jedoch an den Fachhochschulen stärker ausgeprägt als an den Universitäten.

Besonders viele 'Akademikerkinder' in Medizin und Jura

Zwischen den Fächergruppen waren im Hinblick auf den Bildungsstatus der Eltern seit Beginn der Untersuchungsreihe erhebliche Unterschiede festzustellen. Diese finden sich in der letzten Untersuchung noch zusätzlich akzentuiert, denn die Anteile von Studierenden aus akademischen Elternhäusern sind in den Rechtswissenschaften und der Medizin, jenen Fächern also, die schon immer die höchsten Quoten von Akademikerkindern aufwiesen, nochmals überdurchschnittlich stark angewachsen. Eine überproportionale Zunahme verzeichnen weiterhin die Naturwissenschaften, sowie Sozialwesen/Sozialpädagogik an Fachhochschulen.

Zunahme der 'Langzeitstudenten' an Universitäten

Wie schon zwischen 1985 und 1987, so ist an den Universitäten auch bis 1990 die durchschnittliche **Semesterzahl** der befragten Studierenden leicht angestiegen - beim Hochschulsemester auf 8,1, beim Fachsemester auf 7,1. An den Fachhochschulen blieben die Werte nach einem erheblichen Anstieg zwischen 1985 und 1987 nunmehr unverändert (6,0 bzw. 5,1). Verstärkt hat sich an den Universitäten, anders als an den Fachhochschulen, der Geschlechtsunterschied: die Frauen haben 1990 im Durchschnitt ein halbes Semester weniger studiert.

Eine gewisse Einebnung von Unterschieden ist dagegen zwischen den Fächerbereichen an Universitäten eingetreten, denn die Werte sind in den Sozialwissenschaften, wo sie zuvor am höchsten waren, gesunken, bei den Jurastudenten praktisch konstant geblieben, in den übrigen Fächerbereichen, besonders in den Kultur-, Wirtschafts- und Ingenieurwissenschaften hingegen angestiegen. An den Fachhochschulen liegt die durchschnittliche Semesterzahl bei den Studierenden der Sozialwissenschaften deutlich niedriger als 1987 und 1985.

Der Anstieg der durchschnittlichen Fach- und Hochschulsemesterzahl an den Universitäten ist auf eine Zunahme der "Langzeitstudenten" (im 13. oder höheren Semester) zurückzuführen.

Weiter ansteigendes Durchschnittsalter

In Entsprechung zur Entwicklung bei den Semesterzahlen hat sich auch der Trend zu immer höherem **Durchschnittsalter** der Studierenden weiter fortgesetzt: Es stieg seit 1987 an Universitäten um 0,2 Jahre auf 24,9, an Fachhochschulen um 0,6 Jahre auf den gleichen Wert. Verantwortlich für diese Anhebung der Durchschnitte ist nicht zuletzt ein Anteilsrückgang der unter 21-Jährigen. An den Fachhochschulen hat gleichzeitig der Anteil der älteren Studenten (30 Jahre oder mehr) etwas zugenommen, nicht so an den Universitäten.

Am Trend zu höherem Durchschnittsalter partizipieren Studentinnen und Studenten in gleicher Weise. Dagegen treten für die universitären Fächerbereiche unterschiedliche Entwicklungen hervor: Das Durchschnittsalter der Jurastudenten ist seit der zweiten Befragung im WS 1984/85 unverändert geblieben, das der Mediziner ist in der gleichen Zeit kontinuierlich zurückgegangen. In den Sozialwissenschaften hat der Wert seit 1987 abgenommen, in den übrigen Fächerbereichen dagegen zugenommen.

Rückgang der Studierenden im Zweitstudium

Der Anteil der Studierenden in einem **Zweitstudium** ist seit 1983 an den Universitäten kontinuierlich von sechs auf drei Prozent zurückgegangen; dagegen blieb die Häufigkeit von Ergänzungs-/Aufbaustudium und Promotion konstant. Ein Zweitstu-

dium wird offenbar insbesondere in den Sozialwissenschaften weit weniger häufig als zuvor aufgenommen, weiterhin in den Ingenieurwissenschaften, Wirtschaftswissenschaften und der Medizin.

Weniger Verheiratete an Universitäten und Fachhochschulen

Was schließlich den **Familienstand** der Studierenden angeht, so ist der Anteil der Verheirateten an Universitäten wie an Fachhochschulen seit 1985 zurückgegangen; an den Fachhochschulen ist dieser Trend freilich auf die Männer beschränkt. Hier gaben 1990 mehr Studierende als zuvor an, als Ledige eine feste Partnerbeziehung zu haben. Der stärkste Rückgang des Verheiratetenanteils seit 1987 ist in den Sozialwissenschaften an Universitäten zu konstatieren. Aus der Kombination dieses Trends mit dem sinkenden Durchschnittsalter und dem verringerten Anteil von Zweitstudien kann man folgern, daß sich die Studierenden dieser Fächer im Aggregat dem Muster des "Normalstudenten" angenähert haben.

2 Studienentscheidung, Fach- und Hochschulwahl

In den 80er Jahren haben die Studentenzahlen weiterhin stark zugenommen; zugleich haben sich die Arbeitsmarktchancen für Hochschulabsolventen weiterhin aufgehellt - auch in der Sicht der Studierenden (vgl. Abschnitt 8.3). Machen sich solche veränderten "Randbedingungen" im Prozeß der Studienentscheidung wie bei der Fach- und Hochschulwahl bemerkbar?

Im einzelnen können die Daten darüber informieren, ob zwischen Universitäts- und Fachhochschulstudenten, zwischen Frauen und Männern Unterschiede in der Sicherheit der Studienaufnahme bestehen, begleitet von einer schwächeren oder stärkeren Identifizierung mit der getroffenen Studienfachwahl. Es ist die Frage zu beantworten, inwieweit sich in den Fachwahlmotiven wie in den Erwartungen an den Nutzen des Hochschulstudiums "materielle" Aspekte des Einkommens, der Sicherheit und der Karriere ausgebreitet haben - und welche fachspezifischen Motivprofile bestehen.

Schließlich erscheint bedeutsam, welches Gewicht die vorhandenen Wohnungsprobleme mittlerweile bei der Hochschulwahl gewonnen haben und inwieweit der qualitative Ruf einer Hochschule oder das Angebot ihres Studienganges die Wahl der Hochschule bestimmen. In wie starkem Maße spielt der Numerus Clausus und die zentrale Vergabe von Studienplätzen bei der Fach- wie bei der Hochschulwahl noch eine Rolle: Hat die Betroffenheit in den 80er Jahren zugenommen oder sich verringert?

2.1 Studienentscheidung und Studierenerwartungen

Längst nicht alle Studierenden waren von vornherein **auf ein Studium festgelegt**: an den Universitäten gut die Hälfte, an den Fachhochschulen sogar nur ein Drittel. Größere Teile der Studierenden waren sich unsicher, ob sie studieren sollten, oder sie wollten ursprünglich gar nicht studieren. Man kann davon ausgehen, daß sich unter den Universitätsstudenten etwa ein Sechstel, unter den Fachhochschulstudenten sogar ein Viertel befindet, die bei attraktiven und aussichtsreichen Alternativen außerhalb der Hochschule durchaus bereit wären, diese Alternativen wahrzunehmen.

Frauen vor Studienaufnahme unsicherer

Studentinnen waren im Vergleich zu ihren männlichen Kommilitonen vor dem Studium deutlich seltener auf ein Studium festgelegt - an Universitäten wie an Fachhochschulen. Unter den männlichen Studierenden hat sich in den 80er Jahren die "Studienfixierung" leicht verstärkt, während unter den Frauen eine leichte Zunahme der Verunsicherung zu verzeichnen ist. Auf diese nach wie vor verbreitete stärkere Studienfixierung der Männer mit Hochschulreife ist u.a. zurückzuführen, daß sich zwischen Erwerb der Hochschulreife und der Studienaufnahme eine geschlechts-

spezifische Selektionsschwelle etabliert hat, so daß der Anteil der Frauen unter den Studienanfängern stagniert. Es erscheint angebracht, durch Studienberatung (bei der Fachwahl) und entsprechende Unterstützung die Quote der Frauen unter den Studienanfängern zu erhöhen (im Vorfeld der Studienaufnahme). Dazu könnte auch eine besondere Abiturentinnenberatung dienen.

Tabelle 2.1
Sicherheit der Studienaufnahme bei Studienanfängern¹⁾
(Angaben in Prozent)

Universitäten									
Studienabsicht	Insgesamt			Männer			Frauen		
	1985 (1.198)	1987 (1.061)	1990 (986)	1985 (764)	1987 (659)	1990 (573)	1985 (425)	1987 (397)	1989 (404)
	Ich wollte eigentlich nicht studieren	3	4	3	2	4	1	5	4
Ich war mir lange Zeit unsicher	14	15	14	12	12	10	18	21	20
Ich war ziemlich sicher, daß ich studieren wollte	35	34	34	35	34	34	34	34	35
Für mich stand von vornherein fest, daß ich studieren wollte	48	47	49	51	50	55	43	41	40
Insgesamt	100	100	100	100	100	100	100	100	100
Fachhochschulen									
Studienabsicht	Insgesamt			Männer			Frauen		
	1985 (506)	1987 (386)	1990 (382)	1985 (380)	1987 (285)	1990 (268)	1985 (121)	1987 (99)	1989 (112)
	Ich wollte eigentlich nicht studieren	6	5	7	6	3	7	8	11
Ich war mir lange Zeit unsicher	21	22	24	18	18	21	30	32	31
Ich war ziemlich sicher, daß ich studieren wollte	39	37	38	41	40	39	31	30	37
Für mich stand von vornherein fest, daß ich studieren wollte	34	36	30	35	39	32	32	28	25
Insgesamt	100	100	100	100	100	100	100	100	100

Quelle: Konstanzer Projekt Studiensituation, WS 1984/85, Fr. 15; WS 1986/87, Fr. 16; WS 1989/90; Fr. 16: "Was charakterisiert Ihre Situation vor der Studienaufnahme am besten?" - In der ersten Erhebung im WS 1982/83 wurde diese Frage noch nicht gestellt.

1) Studierende im 1. und 2. Hochschulsemester

Unter den Studierenden der Rechtswissenschaften und der Medizin ist die Studienfestgelegtheit besonders hoch (60 Prozent). Dies korrespondiert mit der häufigeren Herkunft dieser Studierenden aus hochqualifizierten Elternhäusern (vgl. Abschnitt 1.3).

Die Befunde zur Befassung mit **Alternativen zum Studium** weisen ganz analoge Strukturen auf wie zur Sicherheit der Studienaufnahme. An Universitäten hatte ein Sechstel Ausbildungsmöglichkeiten außerhalb des Studiums entweder ernsthaft erwogen (bis hin zur Bewerbung) oder sogar eine andere Ausbildung begonnen; unter den Studierenden an Fachhochschulen ein Fünftel. Diese Daten verweisen auf ähnliche Größenordnungen, was die Flexibilität des weiteren Ausbildungsweges nach Erwerb der Hochschulreife betrifft. Junge Frauen haben wiederum solche anderen Ausbildungsmöglichkeiten deutlich häufiger erwogen oder begonnen als die jungen Männer.

Fachhochschulstudenten erwägen häufiger Alternativen zum Studium

Während an den Universitäten die Verteilungen in der zweiten Hälfte der 80er Jahre unverändert blieben, hat sich bei den Fachhochschulstudenten das Befassen mit Alternativen in den letzten fünf Jahren etwas erhöht, und zwar unter den Studenten wie unter den Studentinnen. Hinsichtlich der Fächergruppen fällt auf, daß Studierende der Naturwissenschaften und der Ingenieurwissenschaften sich seltener mit Alternativen außerhalb des Studiums befaßt haben.

Die **Erwartungen an den Nutzen eines Studiums** können sehr verschiedenartig und vielfältig gemischt sein. Im Horizont der Erwartungen lassen sich fünf Bereiche unterscheiden, die in der Frage dazu angesprochen werden:

- das Interesse an der Qualifikation fachlicher und wissenschaftlicher Art, für eine interessante Berufstätigkeit;
- die persönliche Entwicklung, auch im Sinne der Allgemeinbildung;
- die Möglichkeit sozialer Funktionserfüllung, sei es mehr individuell als Hilfe für andere oder mehr allgemein;
- die materiellen Erwartungen, über das Studium sich ein gutes Einkommen zu sichern oder eine hohe Position zu erreichen;
- das Studium als Moratorium, als eine Interims- und Probephase, auch um die Zeit der Berufstätigkeit hinauszuschieben.

Erwartungen an den materiellen Nutzen des Studiums verbreiteter

In auffälliger Weise haben sich die Erwartungen an den materiellen Nutzen des Studiums weiter verbreitet. Dieser materielle Nutzen wird von Studierenden an Fachhochschulen noch etwas stärker akzentuiert als von den Studierenden an Universitäten. Weiterhin im Vordergrund steht freilich für die allermeisten Studierenden, sich durch das Studium fachlich und beruflich zu qualifizieren.

Eine hohe Bedeutung hat für viele ebenfalls, eigene Vorstellungen und Ideen während der Studienzeit entwickeln zu können und eine gute wissenschaftliche Ausbildung zu erhalten. Dagegen wird von den Studierenden weit seltener erwartet, daß

sie im Studium sich zu einer allgemein gebildeten Persönlichkeit entwickeln könnten (das liegt auch an ihren Studienerfahrungen mit der spezialistischen Ausrichtung des Studiums und der bislang erfahrenen Förderung im Studium; vgl. Abschnitte 4.1 und 4.3).

Die prosozialen Aspekte des Studiums werden von jeweils einem Viertel als wenig oder sehr nützlich eingestuft: das gilt sowohl für das eher altruistische Motiv individueller Hilfe als auch das soziale Motiv der gesellschaftlichen Verbesserung. Diese Erwartungen haben sich in den 80er Jahren in ihrer Verteilung nach der Hochschulart nicht verändert.

Dies trifft in gleicher Weise für die Erwartungen an das Studium als einer Phase der Erprobung oder des Interims vor der Berufsaufnahme zu: Es sind zwar nicht sehr viele Studierende, die darin den besonderen Nutzen des Studiums sehen (etwa ein Siebentel); aber dieser Anteil blieb in den 80er Jahren unverändert. Offenbar sind diese Erwartungen an den Nutzen des Studiums weitgehend unberührt geblieben von der allgemeinen Abwendung der Studierenden von alternativen Orientierungen (vgl. Abschnitt 10.3).

Einige Studierende verbinden mit dem Studium die Möglichkeit, die Zeit der Berufstätigkeit hinauszuschieben: dieser Anteil ist an den Universitäten mit zwölf Prozent nicht sehr viel höher als an den Fachhochschulen mit zehn Prozent. Wie in anderen Bereichen hat sich bei dieser Orientierung eine gewisse Angleichung zwischen Studierenden an Universitäten und Fachhochschulen allmählich eingestellt.

Männer betonen eher den materiellen Ertrag des Studiums

Zwischen Studentinnen und Studenten bestehen im Profil der Erwartungen kaum Unterschiede, mit zwei bezeichnenden Ausnahmen. Während die jungen Männer im Vergleich deutlich höher die materiellen Ertragsaspekte des Studiums betonen, vor allem die Sicherung eines guten Einkommens, hegen die Frauen eher Erwartungen dahingehend, daß sie während der Studienzeit alternative Lebensweisen erproben und eigene Vorstellungen und Ideen entwickeln können. Für Frauen ist demnach das Studium noch häufiger ein Prozeß der Selbstfindung, während es für Männer eher einen instrumentellen Charakter hat.

Die Absicht, durch das Studium die Berufstätigkeit möglichst lange hinauszuschieben, hat in allen Fächergruppen nachgelassen; am stärksten unter den Studierenden der Sozialwissenschaften, die im Gegenzug dafür den Trend zur höheren Wertung der materiellen Chancen am deutlichsten mitmachen. Insofern hat sich wie auch bei anderen Bereichen der Studienorientierungen (zum Beispiel den Haltungen gegenüber Politik und Gesellschaft), eine gewisse Angleichung zwischen den Fächergruppen in den 80er Jahren, vor allem seit 1985, eingestellt. Zwar bestehen die Fachprofile besonderer Art weiter fort, die Unterschiede sind jedoch geringer geworden. Der Arbeits- und Professionsbezug wird vor allem von den angehenden Medizinerinnen herausgestellt; Naturwissenschaftler betonen den Aspekt der wissenschaftlichen

Ausbildung ganz besonders (Sozialwissenschaftler dagegen deutlich seltener); die idealistischen Vorstellungen einer Entwicklung von Person und Bildung durch das Studium wird vor allem von Kultur- und Sozialwissenschaftlern geteilt; die materiell-instrumentellen Chancen durch das Studium stehen am meisten bei den Studierenden der Wirtschaftswissenschaften im Vordergrund.

2.2 Fachwahlmotive und Identifizierung mit dem Studienfach

Die Struktur der **Motive für die Entscheidung zugunsten eines bestimmten Studienfaches** weisen ganz ähnliche Muster auf wie jene zu den Erwartungen an den Nutzen des Studiums. Insofern wird das bei den Studierenden vorhandene Gerüst von Kriterien, das sie bei Entscheidungen anwenden, in gleicher Weise bei verschiedenen Aspekten und Bereichen eingesetzt (es tritt daher bei den beruflichen Werten ebenfalls auf; vgl. Abschnitt 8.1).

Im Vordergrund steht unverändert das Fachinteresse

Ganz verständlich wird die Studienfachwahl bei den meisten durch das spezielle Fachinteresse gesteuert; unter Universitätsstudenten mit 71 Prozent sogar noch etwas stärker als bei Studenten an Fachhochschulen mit 65 Prozent.

Im Hinblick auf die Berufswelt und den Arbeitsmarkt ist für einen größeren Teil der Studierenden die Offenheit und Vielfalt der beruflichen Möglichkeiten durch das gewählte Studium wichtiger als ein vorhandener fester Berufswunsch. Dieser berufliche Bezug bei der Studienentscheidung in der einen wie in der anderen Form ist im übrigen unter den Fachhochschulstudenten deutlich verbreiteter. Ihre Fachwahl erfolgt mithin stärker bereits im Hinblick auf eine Berufstätigkeit nach dem Studium, weniger bezogen auf das Studium an sich; darin schlägt sich in gewisser Weise die stärkere "Praxisbezogenheit" der Fachhochschulen und ihres Studienangebotes nieder.

Größerer Stellenwert von Arbeitsplatzsicherheit und Einkommenschancen

Bei der Fachwahl spielen Einkommensmöglichkeiten und die Aussichten auf einen sicheren Arbeitsplatz in den 80er Jahren eine zunehmend größere Rolle; bei den Studierenden an den Fachhochschulen noch stärker als bei den Universitätsstudenten. Immerhin jeder fünfte Fachhochschulstudent und jeder siebte Universitätsstudent verbindet in intensiver Weise mit seiner Fachwahl die Vorstellung, dadurch gute Aussichten zu haben, später in eine Führungsposition zu kommen. Gerade dies ist unter den Männern weit verbreiteter als unter den jungen Frauen, obwohl dieser Anspruch bei ihnen in den 80er Jahren ebenfalls angestiegen ist. Frauen entscheiden sich eher aus Fachinteresse und eigener Begabung für ein bestimmtes Studium, weniger wegen der Einkommenschancen oder der Arbeitssituation; bei den

jungen Männern spielt letzteres eine erheblich größere Rolle, während das eigene Interesse und die eigene Begabung im Vergleich zu den Frauen etwas zurückstehen.

Dieser Unterschied spiegelt sich in der grundsätzlichen Stellungnahme zu der **Alternative zwischen "Fachinteresse" versus "Berufschancen"** bei der Studienfachwahl wider. Während nur jede siebte junge Frau an Universitäten wie an Fachhochschulen für die "Berufschancen" als ausschlaggebendes Kriterium plädiert, sind es unter den männlichen Universitätsstudierenden etwa ein Fünftel und unter den Studenten an Fachhochschulen sogar ein gutes Viertel. Wurde auf der allgemeinen Ebene durch die Studierenden insgesamt in den 80er Jahren unverändert dem Fachinteresse Priorität vor den Berufschancen eingeräumt, so hat sich, wie gesehen, bei den Ertragserwartungen an das Studium und bei den Fachwahlmotiven die Orientierung an Einkommens- und Arbeitsplatzchancen stärker ausgebreitet.

Tendenz zur Identifizierung mit der Studienfachwahl

Wie die Studentenzahlen belegen, hat die Attraktivität eines Studiums, trotz aller Belastungen und Schwierigkeiten, nicht nachgelassen; sie ist offenbar eher größer geworden. Jedenfalls zeigt die Frage, die auf die **Identifizierung mit der Studienfachentscheidung** abzielt, eine solche Tendenz. Unter Universitäts- wie unter Fachhochschulstudenten ist der Anteil jener, die heute das gleiche Studium wieder wählen würden, leicht angestiegen (ca. vier bis fünf Prozentpunkte); drei Viertel identifizieren sich mit ihrer Studienentscheidung.

Dieser Trend geht vor allem zu Lasten der Alternative, eine berufliche Ausbildung zu wählen, die kein Studium erfordert: nur noch ganz wenige Studierende würden sich heute dafür entscheiden (an Universitäten sechs, an Fachhochschulen sieben Prozent).

Die mögliche Kombination Berufsausbildung und Studium hat unter den jetzigen Studierenden in den 80er Jahren als Alternative nicht hinzugewonnen - dies entspricht ihren Überlegungen bei der Studienentscheidung (vgl. Abschnitt 2.1).

Frauen würden häufiger als Männer ein anderes Fach wählen

Zwar würden - vor allem an den Universitäten - Frauen nicht mehr ganz so häufig wie die jungen Männer noch einmal das derzeitige Studium wählen; das heißt aber nicht, daß sie auf ein Hochschulstudium verzichten wollten. Denn sie würden heute häufiger ein anderes Fach studieren, aber sie würden nicht häufiger als die Männer statt eines Studiums eine berufliche Ausbildung wählen. Auch daran ist ablesbar, daß Frauen vor der Aufnahme eines Hochschulstudiums bei ihrer Fachwahl einer besseren Beratung und Unterstützung bedürfen, damit sie eher das ihnen gemäßige Studium aufnehmen.

2.3 Hochschulwahl und ZVS-Betroffenheit

Bei der **Wahl der Hochschule** stehen nach wie vor die regionale Nähe zum Heimatort und finanzielle Überlegungen im Vordergrund - zwei Gründe, die sich weitgehend gegenseitig bedingen. Für Studierende an Universitäten besitzt daneben die Attraktivität der Stadt und Umgebung eine größere Bedeutung. Alles in allem wird von den Studierenden immer noch eher der Hochschulort als die spezielle Hochschule gewählt.

Konzeption und Aufbau des Fachstudienganges hat bei den Fachhochschulstudenten als Kriterium, eine bestimmte Fachhochschule zu wählen, etwas mehr Bedeutung; dies spielt für Universitätsstudenten unverändert eine geringere Rolle. Sie orientieren sich etwas mehr - insgesamt aber auch nicht häufig - an den guten und bekannten Professoren im Fachgebiet.

Wohnungsproblematik: zunehmendes Gewicht bei der Hochschulwahl

Die Wohnmöglichkeiten für Studierende werden zunehmend bedeutungsvoller für die Wahl der Hochschule. Mittlerweile geben 14 Prozent an Universitäten und 16 Prozent an Fachhochschulen an, dieser Gesichtspunkt sei bei ihrer Hochschulwahl sehr wichtig gewesen. Berücksichtigt man, daß davon hauptsächlich Studienanfänger und Hochschulwechsler betroffen sind und weniger die Elternwohner und Studierende im höheren Semester, dann hat die Wohnungsproblematik einen beträchtlichen Stellenwert bei der Hochschulwahl erlangt. Bemühungen, qualitativen Gesichtspunkten der Studienkonzepte und Studieneffizienz der einzelnen Hochschulen bei den Studierenden mehr Gewicht zu verschaffen, werden durch den Wohnungsmarkt und die dadurch bedingten Einschränkungen offensichtlich teilweise konterkariert.

Das zunehmende Gewicht des Kriteriums 'Wohnmöglichkeiten' bei der Hochschulwahl wird insbesondere bei den Studienanfängern (1. und 2. Hochschulsemester) deutlich, und zwar für Studierende an Universitäten und Fachhochschulen gleichermaßen (vgl. Tabelle 2.2). Für etwa jeden sechsten Studienanfänger ist dies mittlerweile ein "sehr wichtiger" Gesichtspunkt bei der Hochschulwahl.

Entgegen manchen Annahmen hat sich die **regionale Herkunft der Studierenden** in den 80er Jahren kaum verändert. Etwa ein Viertel an Universitäten kann als "Fernwanderer" bezeichnet werden, an den Fachhochschulen 18 Prozent: Sie kommen aus einem anderen Bundesland, weiter als 50 km vom Hochschulstandort entfernt. Dabei bestehen zwischen Studentinnen und Studenten kaum Unterschiede. Aus dem unmittelbaren Einzugsgebiet der Hochschule, d.h. vom Studienort oder aus der näheren Umgebung stammen jeweils mehr als die Hälfte der Studierenden (Universitäten 55, Fachhochschulen 58 Prozent). Im Ausmaß der "Seßhaftigkeit"

oder der "Wanderschaft" der Studierenden haben sich in den 80er Jahren keine Änderungen ergeben.

	Universitäten			Fachhochschulen		
	1985 (1198)	1987 (1061)	1989 (986)	1985 (506)	1987 (386)	1989 (382)
Regionale Nähe zum Heimatort	60	59	59	62	59	61
Finanzielle Überlegungen	47	50	47	50	48	51
Attraktivität von Stadt und Umgebung	39	41	41	24	28	23
Persönliche Kontakte zu Fremden/Bekanntem	37	38	38	29	28	28
Konzeption und Aufbau des Fachstudienganges	17	16	18	21	26	24
Wohnmöglichkeiten für Studierende	8	12	17	9	13	18
Tradition und Ruf der Hochschule	19	21	17	15	15	14
Gute und bekannte Professoren in meinem Fachgebiet	10	10	8	4	5	5

Quelle: Konstanzer Projekt Studiensituation, WS 1984/85, Fr. 50, WS 1986/87, Fr. 54; WS 1989/90, Fr. 54: "Was war Ihnen bei der Wahl Ihrer jetzigen Hochschule wichtig?" (1983 noch nicht gestellt).

1) Studierende im 1. und 2. Hochschulsemester

Abnahme der ZVS-Betroffenheit unter den Studierenden

Die **ZVS-Betroffenheit** hat unter den Studierenden abgenommen: das betrifft sowohl die Wahl des Studienfaches als auch die Wahl der Hochschule. Der Anteil Studierender, der sich über die ZVS (in Dortmund) um einen Studienplatz bemühen mußte, ist seit 1985 von 54 Prozent auf 48 Prozent zurückgegangen. Auch der Anteil derer, die zunächst einen ablehnenden Bescheid erhielten, hat im Trend von 17 auf 14 Prozent abgenommen. Allerdings bleiben die Unterschiede zwischen Frauen und Männern weiterhin bestehen, was in erster Linie auf die jeweiligen Fachwahlpräferenzen zurückzuführen ist.

Die Entwicklung in den einzelnen Fächergruppen ist vor diesem allgemeinen Hintergrund ganz unterschiedlich: Während in den Kultur-, Sozial-, Ingenieurwissenschaften sowie in Jura die Anteile der Bewerbungen über die ZVS deutlich zurückgegangen sind, ist im Gegensatz dazu bei den Wirtschaftswissenschaftlern ein Anstieg vorhanden. Aber auch unter den Wirtschaftswissenschaftlern erhalten die meisten immer noch eine direkte Zulassung. Der Anteil ablehnender Bescheide hat sich unter Kulturwissenschaftlern, Sozialwissenschaftlern, Medizinern und Naturwissenschaftlern verringert. Allerdings haben Mediziner weiterhin die höchste Quote einer Ablehnung im ersten Anlauf: die Hälfte. Danach weisen Sozialwissenschaften (Psychologie), Wirtschaftswissenschaften und Naturwissenschaften erst mit Abstand Ablehnungsquoten von zehn bis vierzehn Prozent auf.

Noch stärker hat sich die ZVS-Betroffenheit bei der Wahl der Hochschule verringert. Kam 1983 etwa die Hälfte der Studierenden über die ZVS an ihre jetzige Hochschule, ist es im Jahre 1990 nur ein gutes Drittel. Dies hat aber nicht zu einer Verringerung des Anteils jener geführt, die nicht an der Hochschule ihrer ersten Wahl studieren können: er liegt nach wie vor bei etwa sechs Prozent an Universitäten. Denn die Abnahme der ZVS-Bewerbungen wird kompensiert durch eine gleichzeitige seltenere Zuweisung an die Hochschule der ersten Wahl. Von diesem Umstand, nicht an der Hochschule ihrer ersten Wahl studieren zu können, sind die Mediziner hauptsächlich betroffen: unter ihnen jeder Fünfte. In allen anderen Fächergruppen liegt dieser Anteil nunmehr bei unter fünf Prozent, wobei in den Sozial-, Natur- und Ingenieurwissenschaften sich Verbesserungen eingestellt haben.

3 Studienverlauf und Studienstrategien

Von aktuellem Interesse erscheinen insbesondere zwei Aspekte des Studienverlaufs und der Studienstrategien: zum einen, vor dem Hintergrund der europäischen Integration, die Bereitschaft zu Auslandsstudium und Sprachenlernen im Ausland; zum anderen, vor dem Hintergrund der Debatte um überlange Studienzeiten, die geplante Studiendauer und ihre Entwicklung in den 80er Jahren. Die Untersuchungen geben auch Aufschluß darüber, inwieweit sich die Studierenden von einem raschen Studienabschluß, einigen Semestern im Ausland, Hochschulwechsel und anderen Aspekten eine Verbesserung ihrer Berufschancen und/oder positive Auswirkungen auf ihre persönliche Entwicklung versprechen.

Im Zusammenhang mit Studiendauer und Studieneffizienz ist weiterhin die Entwicklung des zeitlichen Studieraufwandes von Interesse. Weitere Themen sind Prüfungsangst und Prüfungsstreß - die bisherigen Untersuchungen haben gezeigt, daß Studentinnen hiervon deutlich häufiger betroffen sind als Studenten ; sowie Leistungsstand und Leistungszufriedenheit - hier kommen profunde Unterschiede in der Notengebung zwischen Studienfächern und Fächergruppen zum Tragen.

3.1 Studienweg und geplanter Studienverlauf

Keine gravierenden Verschiebungen in den Studienverlaufsdaten

In den Studienverlaufsdaten haben sich seit 1987 keine gravierenden Verschiebungen ergeben. Sowohl **einen Wechsel des Hauptfachs** als auch **einen Hochschulwechsel** haben Studierende an Universitäten deutlich häufiger vorgenommen (zu jeweils 17 Prozent) als FH-Studenten (sieben bzw. vier Prozent); diese haben dagegen zu einem größeren Anteil die Hochschulart gewechselt. Ihr **Studium unterbrochen** haben wiederum relativ mehr Universitätsstudenten. Auch die Quoten für **Auslandsstudium** und einen **Sprachkurs** oder ein **Praktikum im Ausland** liegen an den Universitäten deutlich höher. Die Anteile für Auslandssprachkurs/Praktikum sind, wie schon zwischen 1985 und 1987, auch bis 1990 nochmals angestiegen, insbesondere an den Universitäten. Im Ausland studiert haben Studentinnen häufiger als männliche Studenten.

Unter den Fächergruppen ist dies in erster Linie eine Domäne der Studierenden in den Sprach- und Kulturwissenschaften, die niedrigsten Quoten weisen an beiden Hochschularten die Studierenden der Ingenieurwissenschaften, an den Universitäten weiterhin Wirtschafts- und Naturwissenschaftler auf. Auch Hauptfachwechsel haben Studentinnen zu einem größeren Teil als Studenten vollzogen; der Geschlechtsunterschied ist jedoch nur an den Universitäten erheblich. Waren es zu Beginn der Untersuchungsreihe die Studierenden der Medizin, die am häufigsten einen Fachwechsel hinter sich hatten, so belegen nun, nach Rückgang der Quote der Mediziner bei tendenziell entspanntem Numerus clausus (vgl. Abschnitt 2.3), die Kultur- und

die Sozialwissenschaften die Spitzenplätze. Die Studierenden in diesen Fächergruppen geben auch am häufigsten an, ihr Studium unterbrochen zu haben.

Wenig Neigung zum Hochschulwechsel

Insoweit in den **geplanten** oder erwogenen **Studienstrategien** Unterschiede zwischen den Hochschularten, Frauen und Männern oder Fächergruppen auftreten, verlaufen sie den Befunden für die retrospektiv erhobenen Verlaufsdaten weitgehend parallel. Nahezu unverändert groß ist die Selbsthaftigkeit der Studierenden: Nur sechs Prozent an den Universitäten, zwei Prozent an den Fachhochschulen planen mit Sicherheit, die Hochschule zu wechseln, zwei Drittel bzw. 83 Prozent ziehen das überhaupt nicht in Erwägung. Bei zwei Prozent liegen die Anteile für fest geplante Studienunterbrechungen - sei es, um Geld zu verdienen oder um einmal ganz andere Erfahrungen zu machen. Weitere 15 bis 18 Prozent erwägen dies. Jeder zehnte FH-Student spielt mit dem Gedanken, zur Universität oder einer anderen Hochschulart überzuwechseln, drei Prozent bezeichnen einen Wechsel als wahrscheinlich oder sicher.

Unverändert denken je vier Prozent der Studierenden an Universitäten ernsthaft daran, ihr **Hauptfach zu wechseln** oder das **Studium ganz aufzugeben**, an den Fachhochschulen sind es zwei bzw. drei Prozent. Weitere acht Prozent an den Universitäten spielen mit dem Gedanken eines Hauptfachwechsels, zwölf Prozent mit dem des Studienabbruchs; an den Fachhochschulen liegen diese Anteile etwas niedriger. Unter den Fächergruppen kommt eine Aufgabe des Studiums am ehesten für die Kultur- und die Sozialwissenschaftler in Betracht.

Zunehmende Bereitschaft zum Auslandsstudium

Weiter zugenommen hat die Bereitschaft zum Auslandsstudium sowie zu einem Sprachaufenthalt im Ausland. An diesem Trend partizipieren, auf niedrigerem Niveau, auch die Fachhochschulen. Hier haben nunmehr drei Prozent fest, weitere sechs Prozent wahrscheinlich vor, ein oder mehrere Semester im Ausland zu studieren; an den Universitäten betragen die Anteile acht bzw. elf Prozent. Einen Sprachaufenthalt im Ausland planen an den Universitäten 29 Prozent, an den Fachhochschulen ein Fünftel mit Sicherheit oder wahrscheinlich, jeweils ein gutes weiteres Fünftel zieht das in Erwägung.

Pläne für ein Auslandsstudium sind neben den Kulturwissenschaften auch bei Jura- und Medizinstudenten überdurchschnittlich verbreitet. Die Studierenden dieser Fachrichtungen, weiterhin und vor allem aber die Wirtschaftsstudenten an Universitäten sind es, die am häufigsten einen Sprachaufenthalt im Ausland vorsehen. An den Fachhochschulen verzeichnen die Wirtschaftsstudenten bei den Plänen sowohl für ein Auslandsstudium als auch für einen Auslandsaufenthalt zum Sprachenlernen kräftige Zuwächse. Es liegt nahe, diesen Orientierungswandel mit dem kommenden

europäischen Binnenmarkt in Zusammenhang zu bringen. An den Universitäten sind die Anteile für ein Auslandsstudium in den Sozial- und den Rechtswissenschaften am stärksten angestiegen.

Trend zur Verlängerung der geplanten Fachstudiendauer ungebrochen

Der Trend zur Verlängerung der **geplanten Fachstudiendauer** hält ungebrochen an, wenn auch die Veränderung seit 1987 gering ausgefallen ist: an Universitäten wie an Fachhochschulen um jeweils durchschnittlich ein Zehntelsemester auf Durchschnitte von nunmehr 12,0 (Uni) bzw. 8,9 Semestern (FH). An den Universitäten hat der Anteil derer, die 15 oder mehr Fachsemester einplanen, etwas zugenommen, an den Fachhochschulen haben sich die Quoten für Studiendauern von 13 oder mehr Semestern erhöht. Studentinnen planen an beiden Hochschularten rund ein halbes Fachsemester kürzer zu studieren als die Männer. Bei den Ingenieurstudenten an Fachhochschulen ist seit 1987 die relativ größte Ausweitung, bei den Studierenden des Sozialwesens als einziger Fächergruppe eine leichte Verkürzung der geplanten Studiendauer zu verzeichnen.

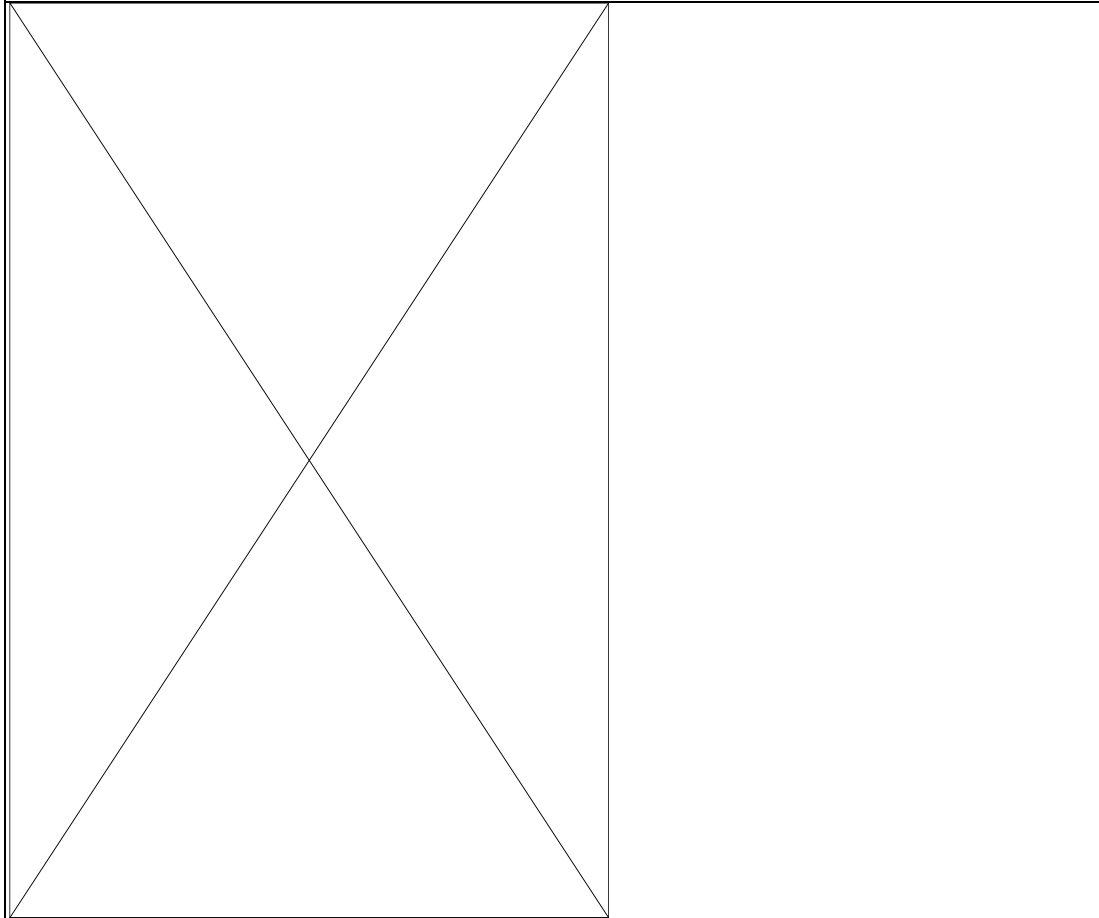
Geplante Fachstudiendauer hängt mit Umfang der Erwerbstätigkeit zusammen

Die Verlängerung der geplanten Fachstudiendauer steht im Zusammenhang mit dem Umfang der Erwerbstätigkeit der Studierenden (vgl. Abbildung 3.1). Vor allem wenn sie mehr als 15 Stunden in der Woche umfaßt, setzen die Studierenden eine deutlich höhere Semesterzahl bis zum Studienabschluß an. Es bleibt allerdings zu prüfen, welches Gewicht der Erwerbstätigkeit im Kontext anderer Faktoren bei der Verlängerung der Studienzeiten zukommt.

Wieder mehr Staatsexamina für das Lehramt angestrebt

Unterschiede im **angestrebten Studienabschluß** gibt es nur an den Universitäten. Hier hat sich der Anteil für Lehramts-Staatsexamina nach dem Rückgang zwischen 1985 und 1987 wieder erholt. Fortgesetzt hat sich der Trend zum Magisterexamen, dafür streben relativ weniger Studierende als 1987 ein Diplom oder ein Staatsexamen nicht fürs Lehramt an. Diese Verschiebungen hängen zum Teil mit der etwas veränderten Samplestruktur nach Fächerbereichen zusammen, es hat jedoch auch innerhalb einiger Fächerbereiche Änderungen gegeben. So zeichnen für den Zuwachs bei Magisterstudiengängen in erster Linie die Studierenden in den Kulturwissenschaften verantwortlich, in geringerem Maße die Sozialwissenschaftler. Diese haben sich verstärkt Lehramtsstudiengängen zugewandt, auf Kosten von Diplomstudiengängen. Gleiches gilt, bei geringerem Ausmaß der Verschiebung, für die Naturwissenschaften.

Abbildung 3.1
Geplante Fachstudiendauer in Abhängigkeit vom Umfang der Erwerbstätigkeit (einschl. Beschäftigung als studentische Hilfskraft oder Tutor/in); Mittelwerte nach Hochschulart. Studierende im Erststudium, WS 1989/90¹⁾



1) Für die Fachhochschulen sind die Gruppen mit über 20 Stunden Wochenarbeitszeit wegen kleiner Besetzungszahlen nicht ausgewiesen.

Quelle: Konstanzer Projekt Studiensituation WS 89/90, Fr. 44 und Fr. 61.

Differenz in den Promotionsabsichten zwischen Frauen und Männern leicht vergrößert

Promotionspläne haben an den Universitäten nur unwesentlich zugenommen. Der Rückstand der Frauen im Hinblick auf feste Promotionsabsichten hat sich leicht vergrößert (nunmehr 19 Prozent gegenüber 23 Prozent der Männer). Von den Medizinern einmal abgesehen beabsichtigen die Studierenden der Naturwissenschaften am häufigsten zu promovieren, gefolgt von Jura und den Kulturwissenschaften. Mit einer kräftigen Erhöhung seit 1987 haben die Naturwissenschaftler ihre Spitzenposition noch ausgebaut.

3.2 Studiengestaltung und Studieraufwand

Die Einschätzung des **Nutzens von Aspekten der Studiengestaltung** einerseits für die **persönliche Entwicklung**, andererseits **für die Berufsaussichten** ist über die Zeit weitgehend stabil, mit zwei bemerkenswerten Ausnahmen.

Nutzen eines Auslandsstudiums wird höher eingeschätzt

Eine von ihnen betrifft das Auslandsstudium: parallel zur Veränderung im tatsächlichen Verhalten und in der Studienplanung bezeichnen die Studierenden es 1990 häufiger als sehr nützlich, zeitweise im Ausland zu studieren, und zwar sowohl unter dem Gesichtspunkt der Berufschancen als auch unter dem der persönlichen und geistigen Entwicklung. Der Anstieg fällt unter dem ersteren Gesichtspunkt noch stärker aus, und er ist an den Fachhochschulen größer als an den Universitäten.

Zu den Aspekten, denen unter beiden Gesichtspunkten häufig großer Nutzen zugeschrieben wird, gehören neben einem Auslandsstudium vor allem die Gewinnung praktischer Arbeitserfahrungen während des Studiums sowie Teilnahme an der Forschung. Für die persönliche und geistige Entwicklung hält ein großer Teil der Studierenden an Universitäten weiterhin die Teilnahme an fachfremden Lehrveranstaltungen, ein großer Teil der Studierenden an Fachhochschulen eine berufliche Ausbildung vor dem Studium für sehr nützlich. Diese dürfte nach Einschätzung der FH-Studenten auch wesentlich zur Verbesserung der Berufschancen beitragen; die Uni-Studenten versprechen sich einen solchen Effekt häufiger von der Promotion.

Schneller Studienabschluß gilt häufiger als günstig für die Berufschancen

Aus der Sicht der Studierenden an beiden Hochschularten lassen sich die Berufschancen vor allem auch durch einen schnellen Studienabschluß günstig beeinflussen - eine Einschätzung, die sich seit Beginn der Untersuchungsreihe immer mehr durchgesetzt hat. Allerdings hat sich dieser Trend noch nicht in der persönlichen Studienplanung der Studierenden, was die Studiendauer angeht, insgesamt niedergeschlagen.

Studierende an Fachhochschulen sprechen unter beiden Kriterien, der persönlichen Entwicklung und der Berufsaussichten, einer beruflichen Ausbildung vor dem Studium und dem Erwerb zusätzlicher Qualifikationen durch ein Zweit-/Aufbaustudium höheren Nutzen, Hochschulwechsel und Promotion dagegen weniger Nutzen zu als die Studierenden an Universitäten.

Im Hinblick auf die persönliche Entwicklung beurteilen die FH-Studenten einen schnellen Studienabschluß günstiger, schätzen dagegen den Wert eines Auslandsstudiums nicht gleich hoch ein wie die Uni-Studenten. Für die Verbesserung ihrer Berufsaussichten versprechen sich die FH-Studenten von praktischen Arbeitserfahrungen während des Studiums und der Teilnahme an fachfremden Vorle-

sungen und Kursen mehr als die Uni-Studierenden, während diese dem letztgenannten Aspekt einen höheren Wert für ihre Entwicklung zuschreiben.

Die Frauen schätzen an beiden Hochschularten den Nutzen der meisten vorgegebenen Aspekte für die persönliche Entwicklung höher ein als die Männer. Die größten Differenzen bestehen in der Einstufung praktischer Arbeitserfahrungen, fachfremder Lehrveranstaltungen und Hochschulwechsel, an den Universitäten dazu noch in bezug auf Zweit-/Aufbaustudium und Berufsausbildung vor dem Studium, an den Fachhochschulen in bezug auf Auslandsstudium und hochschulpolitisches Engagement. Eine wesentliche Verbesserung ihrer Berufsaussichten versprechen sich die Frauen noch häufiger als die Männer von praktischen Arbeitserfahrungen während des Studiums und der Teilnahme an fachfremden Lehrveranstaltungen, weniger häufig dagegen von der Promotion.

Die Fächergruppen heben sich in der Einschätzung des Effekts, den die verschiedenen Aspekte der Studiengestaltung auf die eigenen Berufsaussichten haben dürften, stärker voneinander ab als im Urteil über den persönlichen Nutzen; dies überrascht nicht, gehen in die erstere Einschätzung doch Unterschiede zwischen den angezielten beruflichen Kontexten mit ein. Die Fachdifferenzen folgen größtenteils erwartbaren Bahnen.

So versprechen sich von der Teilnahme an fachfremden Lehrveranstaltungen, von einem Zweit- oder Aufbaustudium, sowie von einer Berufsausbildung vor dem Studium Studierende der Medizin und der Naturwissenschaften relativ selten eine Verbesserung der Berufschancen. Von Teilnahme an Forschung halten unter beiden Kriterien die Juristen, von einem Auslandsstudium unter beiden Kriterien die Studierenden des Sozialwesens an Fachhochschulen relativ am wenigsten. Den Nutzen eines Zweit-/Aufbaustudiums schätzen die letzteren dagegen besonders hoch ein.

Die Hochschule zu wechseln erscheint den Studierenden der Kulturwissenschaften und der Medizin am ehesten, den Ingenieurstudenten an Universitäten am wenigsten nützlich für die persönliche Entwicklung und die Berufschancen. Den Nutzen einer Promotion bewerten nächst den Medizinerinnen die Juristen am höchsten. Studierende der sozialwissenschaftlichen Fächer an Universitäten und Fachhochschulen sprechen hochschulpolitischem Engagement mehr Wert für die Persönlichkeitsentwicklung zu als andere Fächergruppen und versprechen sich von einem schnellen Studienabschluß nicht gleich häufig eine wesentliche Verbesserung ihrer Berufsaussichten.

Kaum Veränderungen in den leistungsbezogenen Studienhaltungen

Selbsteinstufungen, Einstellungen, Befindlichkeit und Verhaltensweisen der Studierenden sind in vier studienrelevanten Bereichen erhoben worden: leistungsbezogene Studienhaltungen, Lernfähigkeit und Studienbeteiligung, Prüfungsangst und Sorge vor Mißerfolg, sowie Studiendauer und Studiengestaltung. In keinem dieser Bereiche sind seit 1987 sehr weitreichende Veränderungen eingetreten.

An die eigene **Studienleistung** stellen die Studierenden an Universitäten etwas häufiger als die FH-Studenten so hohe Ansprüche, daß sie erst dann richtig zufrieden sind, wenn sie das Gefühl haben, es kaum noch besser machen zu können. An beiden Hochschularten bekunden die Frauen dies eher als die Männer.

Unter den Fächergruppen stellen die Studierenden der Kultur- und der Rechtswissenschaften die höchsten Anforderungen an ihre Studienleistung. Die letzteren sagen am ehesten aus, daß es ihnen bei Prüfungen vor allem auf besonders gute Noten ankomme. Sie und die Mediziner arbeiten nach eigenem Bekunden auch am intensivsten auf ein gutes Examen hin. Dabei legen die Mediziner relativ am wenigsten Gewicht auf hervorragende Noten. Gleichzeitig lassen sie sich von allen Fächergruppen am wenigsten entmutigen, wenn ihnen etwas nicht gelingt, sondern versuchen es mit größerer Anstrengung von neuem. Deutlich weniger Anstrengungsbereitschaft zeigen die Studierenden der Sozialwissenschaften an beiden Hochschularten, sowie die Studierenden der Kulturwissenschaften.

Im Bereich der **Lernfähigkeit und Studienbeteiligung** gibt rund ein Fünftel der Studierenden an, fachbezogene neue Inhalte und Fakten leicht lernen und behalten zu können; acht Prozent verneinen dies, der große Rest antwortet teils/teils. Die Anteile derer, die sich nach eigener Aussage an inhaltlichen Diskussionen in Lehrveranstaltungen wenig beteiligen, sind seit 1987 kleiner geworden, insbesondere an den Fachhochschulen. Damit hat sich der Vorsprung der FH-Studenten in bezug auf Diskussionsbeteiligung noch etwas vergrößert. Hingegen geben die Studierenden an Universitäten häufiger an, sich mit inhaltlichen Problemen ihres Studienfaches auch über das verlangte Maß hinaus zu befassen. Für beide Aktivitäten, Diskussionsbeteiligung und weitergehende inhaltliche Durchdringung, weisen die Kulturwissenschaften und die Sozialwissenschaften (an Uni und FH) die höchsten Werte auf.

Verbreitung von Prüfungsangst und Studienstreß

Erhebliche Teile der Studentenschaft leiden unter **Prüfungsstreß, Prüfungsangst** und der **Sorge, im Studium zu scheitern**. An Universitäten wie an Fachhochschulen gibt ein Fünftel an, sich oft Sorgen zu machen, ob man das Studium überhaupt schaffe. Rund ein Drittel bekundet, vor Prüfungen meistens Angst zu haben. Prüfungsangst ist an den Universitäten, Prüfungsstreß ("in Prüfungssituationen bin ich oft so aufgereggt, daß ich Dinge, die ich eigentlich weiß, vollkommen vergesse") dagegen an den Fachhochschulen weiter verbreitet (26 Prozent gegenüber 22 Prozent an Universitäten).

Studentinnen berichten häufiger von Prüfungsängsten

Diese Sorgen und Ängste sind an den Universitäten unter Studentinnen erheblich weiter verbreitet als unter Studenten, an den Fachhochschulen gilt dies nur für die

Angst vor Prüfungen - Sorgen, ob sie ihr Studium überhaupt schaffen, machen sich die Frauen hier im Gegenteil seltener als die Männer. Unter den Fächergruppen leiden die Sozialwissenschaftler an beiden Hochschularten, die Studierenden der Kulturwissenschaften und die Mediziner am meisten unter Prüfungsangst. Die Sorge, ihr Studium nicht zu schaffen, ist bei den Jurastudenten am häufigsten anzutreffen, bei den Studierenden des Sozialwesens an Fachhochschulen am wenigsten.

Zunahme des Wunsches nach mehr Studieneffizienz

Im Bereich von **Studiendauer und Studiengestaltung** ist eine weitere Zunahme des Wunsches nach mehr Studieneffizienz festzustellen: Im Einklang mit der Bewertung des Nutzens für die Berufsaussichten - gleichzeitig freilich im Gegensatz zur Entwicklung der durchschnittlichen geplanten Studiendauer - bekunden an beiden Hochschularten mehr Studierende als 1987, es komme ihnen darauf an, das Studium möglichst rasch abzuschließen. Dieser Wunsch ist an den Fachhochschulen, und hier vor allem bei den Männern, weiter verbreitet als an den Universitäten. An den Fachhochschulen legen Studierende der Wirtschafts- und der Ingenieurwissenschaften, an den Universitäten Juristen und Mediziner am meisten Wert auf einen raschen Studienabschluß, Studierenden der Kultur- und der Sozialwissenschaften liegt daran weniger.

Mehr Gestaltungsfreiheit im Studium wünschen sich insbesondere die Studierenden an Fachhochschulen, sowie die Studentinnen und Studenten der Medizin. Die letzteren sind es auch, die am ehesten beklagen, das Studium lasse ihnen zu wenig Zeit für andere Dinge; zu relativ großen Anteilen finden das auch die Studierenden der Ingenieurwissenschaften an Fachhochschulen und die Naturwissenschaftler. Eine zu hohe Regelungsdichte des Studiums monieren am wenigsten die Juristen und die Kulturwissenschaftler, eine zu große zeitliche Belastung durch das Studium am wenigsten die Kultur- und die Sozialwissenschaftler (an beiden Hochschularten).

Höchster Studieraufwand im Medizin- und Ingenieurstudium

Diese Einstellung steht in der erwarteten Beziehung zum Zeitbudget der Studierenden. Den höchsten **zeitlichen Studieraufwand** berichten mit durchschnittlich 41,3 Wochenstunden (Summe für Lehrveranstaltungen und Selbststudium ohne "overhead"-Zeiten für Ausleihen von Büchern, Besuch von Sprechstunden usw.) die Ingenieurstudenten an Fachhochschulen, gefolgt von den Studierenden der Medizin. Zusammen mit den Wirtschaftsstudenten an Fachhochschulen weisen diese beiden Fächergruppen auch die höchste Stundenzahl für die Teilnahme an offiziellen Lehrveranstaltungen auf. Was den Zeitaufwand für das Selbststudium angeht, so liegen die Studierenden der Rechtswissenschaften mit gut 20 Stunden pro Woche noch vor den Medizinerinnen. Den insgesamt geringsten zeitlichen Studieraufwand berichten mit Durchschnittswerten unter 30 Stunden die Studierenden der Sozialwissenschaften an beiden Hochschularten.

Die für offizielle Lehrveranstaltungen aufgewendete Zeit und damit auch der gesamte Studieraufwand haben an den Fachhochschulen abgenommen, was freilich ausschließlich auf die Entwicklung bei den Studentinnen zurückzuführen ist. Damit hat sich der seit Beginn der Untersuchungsreihe beobachtete Geschlechtsunterschied an den Fachhochschulen stärker akzentuiert - die Frauen wenden hier mit durchschnittlich knapp 35 Stunden nunmehr beinahe sechs Stunden wöchentlich weniger auf als die Männer. Dagegen hat sich der Geschlechtsunterschied an den Universitäten nahezu vollständig nivelliert.

Im Vergleich zwischen den Hochschularten liegt der zeitliche Studieraufwand an den Fachhochschulen auch 1990 noch im Durchschnitt um rund viereinhalb Wochenstunden über dem der Uni-Studenten. Verantwortlich dafür ist die viel stärkere zeitliche Belastung der FH-Studenten durch offizielle Lehrveranstaltungen - ein Spezifikum, das gleich deutlich hervortritt, wenn man parallele Fächergruppen zwischen den Hochschularten gegenüberstellt, und das durch den größeren Zeitaufwand der Studierenden an Universitäten für Selbststudium nur zum kleineren Teil kompensiert wird.

3.3 Studienleistung und Studienerfolg

Der Anteil der Studierenden, die bereits eine **Zwischenprüfung/Vordiplom** gemacht haben, ist an den Universitäten leicht angestiegen, an den Fachhochschulen dagegen leicht zurückgegangen. Die Entwicklung an den Universitäten ist zu einem großen Teil auf die Rechtswissenschaften zurückzuführen, wo sich die Quote mit Zwischenprüfung von 22 auf 46 Prozent ganz beträchtlich erhöht hat.

Als Indikator für den **Leistungsstand im Studium** kann die Durchschnittsnote des Vordiploms bzw. der Zwischenprüfung gelten. Der Notendurchschnitt ist an den Universitäten etwas besser als an den Fachhochschulen, bei den Frauen etwas besser als bei den Männern. Bei der Einteilung nach Fächergruppen kommt die besonders strenge Notenvergabe in den Rechtswissenschaften zum Ausdruck. Den Gegenpart der relativ besten Notenschnitte spielen die Kulturwissenschaften und die Sozialwissenschaften an beiden Hochschularten.

Zeitverluste wegen späterer Wiederholung von Prüfungen

Daß sie im Studium **Zeit verloren haben**, weil sie aufgrund organisatorischer Regelungen nicht bestandene **Klausuren oder Prüfungen erst später wiederholen konnten**, geben gut ein Viertel der Studierenden an Universitäten, gut 30 Prozent an Fachhochschulen an. Hier liegt der Anteil für die Frauen wesentlich niedriger als für die Männer. Unter den Fächergruppen sind in erhöhtem Maße die Studierenden der Wirtschafts- und der Ingenieurwissenschaften (an beiden Hochschularten) von solchen Zeitverlusten betroffen.

Diskrepanzen zwischen eigenen Leistungsansprüchen und erreichten Noten

Ein beträchtlicher Teil der Studentenschaft findet sich schlechter benotet, als der eigenen Leistungseinschätzung entsprechen würde, und erklärt, daß sich die eigenen **Leistungsansprüche** nicht erfüllt hätten. An den Universitäten unterliegen diese Einschätzungen keinen Geschlechtsunterschieden, an den Fachhochschulen bejahen die Frauen häufiger, daß die Noten den eigenen Leistungseinschätzungen und Erwartungen entsprechen.

In den Fächerrelationen spiegeln sich die Verhältnisse bei den Durchschnittsnoten: Am ehesten enttäuscht sind die Studierenden der Rechts- und der Wirtschaftswissenschaften (an beiden Hochschularten), am wenigsten enttäuscht sind die Studierenden der Kultur- und der Sozialwissenschaften (an Uni und FH).

Annähernd die gleichen Relationen treten zwischen den Fächergruppen in Erscheinung, wenn man nach der **Zufriedenheit mit den Noten** fragt. Hier überwiegt ein mittlerer Grad der Zufriedenheit, lediglich zehn Prozent der Studierenden bezeichnen sich als eindeutig unzufrieden. An beiden Hochschularten äußern die Studentinnen deutlich häufiger, mit den erhaltenen Noten zufrieden zu sein, als die Studenten.

4 Studienfachsituation und Studienerfahrungen

Die Studienfachsituation und Studienerfahrungen der Studierenden werden in drei Blöcken behandelt: Fachsituation und Anforderungen, Studienbewältigung und Schwierigkeiten sowie Studienerfahrungen und Beurteilungen zur Lehrqualität.

Naheliegenderweise ist in diesem Themenkreis den möglichen Unterschieden nach Fächergruppen besondere Aufmerksamkeit zu widmen, da globale Angaben oftmals den ganz verschiedenartigen Anforderungen und Verhältnissen in den einzelnen Fächern nicht angemessen sind. Sie können daher Einsichten in die Studienwirklichkeit eher verdecken als erhellen.

4.1 Fachsituation und Anforderungen

Im Ausmaß der Festgelegtheit des Fachstudiums durch Studienordnungen, d.h. der **Regelungsdichte**, hat sich erwartungsgemäß in den 80er Jahren im Vergleich der beiden Hochschularten wenig geändert. Die Regelungsdichte ist an den Fachhochschulen sehr hoch geblieben, freilich dort bei leicht abnehmendem Trend (von 91 auf 81 Prozent); an den Universitäten ist die Situation in dieser Hinsicht deutlich heterogener: 55 Prozent erfahren eine weitgehende, 44 Prozent eine nur teilweise vorhandene Festlegung.

Besonders hohe Regelungsdichte im Fach Medizin

Am höchsten ist die Regelungsdichte im Fach Medizin - und die Studierenden halten sich zudem fast durchweg an die vorgegebenen Festlegungen. Regelungsdichte und Ausrichtung daran überschreiten im Fach Medizin deutlich das Niveau an Fachhochschulen, selbst bei den dortigen Ingenieurwissenschaften. Vergleichsweise gering ist dagegen die Festgelegtheit in den Kultur-/Geisteswissenschaften und in den Sozialwissenschaften; dort hält sich zudem nur knapp die Hälfte der Studierenden an die Vorgaben zur Studienordnung.

Die **Charakterisierung des Fachstudiums** erfolgt unter drei Perspektiven:

- (1) den Anforderungen und dem Studienaufbau mit der Höhe der Leistungsnormen, der guten Gliederung und der Klarheit der Prüfungsanforderungen;
- (2) der Ausrichtung der Lehre mit ihrer Spezialisierung oder Vielfalt sowie ihrer Praxisbezogenheit im Sinne einer guten Berufsvorbereitung; und
- (3) dem sozialen Klima im Fach mit der möglichen Konkurrenz unter den Studierenden, ihren Beziehungen zu den Lehrenden, der möglichen Benachteiligung von Studentinnen und der Auseinandersetzung zwischen politischen Richtungen.

Einbußen bei der Klarheit der Prüfungsanforderungen

Was die Bewertung des **Studienaufbaus** angeht, so haben sich für Universitätsstudierende in dessen Gliederung und der (damit verbundenen) Klarheit der Prüfungsanforderungen Einbußen in den 80er Jahren eingestellt; dies ist an den Fachhochschulen nicht der Fall. Diese Entwicklung hat seit dem Wintersemester 1986/87 eingesetzt und dürfte indirekt mit der Überfüllung der Hochschulen zusammenhängen. Dafür spricht auch, daß diese Minderung der Gliederungsqualität wie der Klarheit der Prüfungsanforderungen vor allem für die Fächer Medizin und Jura sowie die wirtschaftswissenschaftlichen Fächer berichtet wird.

Die **Ausrichtung der Lehre** ist fachspezifisch sehr unterschiedlich geblieben. Die Spezialisierung ist für Medizinstudenten am stärksten, gefolgt von Ingenieurwissenschaftlern und Naturwissenschaftlern (bei letzteren mit abnehmender Tendenz). Gute Berufsvorbereitung und enger Praxisbezug werden in den Fächergruppen der Fachhochschulen bedeutend höher veranschlagt als in allen Fächern an Universitäten. Besonders gering erscheint er den Studierenden der Kultur- und Sozialwissenschaften, ebenfalls der Rechtswissenschaften.

Kontinuierliche Verschlechterung des sozialen Klimas an den Universitäten

Im **Bereich des sozialen Klimas** haben sich die Beziehungen zwischen Hochschullehrer/innen und Studierenden an Universitäten im Laufe der 80er Jahre kontinuierlich verschlechtert, an Fachhochschulen dagegen nicht. Dies trifft vor allem für die Sozial-, Ingenieur- und Wirtschaftswissenschaften zu; im letzteren Fachgebiet sowie in Jura berichten die Studierenden am seltensten von guten Beziehungen zu ihren Lehrenden.

Starke Abnahme politischer Auseinandersetzungen in den Fachbereichen

Mögliche Auseinandersetzungen zwischen politischen Richtungen unter den Studierenden haben in den 80er Jahren stark abgenommen, und zwar in fast allen Fächergruppen. Am höchsten ist die Abnahme in den Sozial- und den Wirtschaftswissenschaften ausgefallen, bei denen noch Anfang der 80er Jahre in erheblichem Ausmaß von solchen politischen Auseinandersetzungen berichtet wurde; gegenwärtig unterscheiden sie sich aber zum Teil kaum noch von der Situation in anderen Fächergruppen.

Bei der **Beurteilung der Anforderungen im Fachstudium** werden fünf Aspekte mit jeweils zwei Vorgaben angesprochen: die Arbeitsintensität, das Fachwissen und -verständnis, das kommunikative Lernen, die Autonomie und Kritik sowie fachübergreifende Bezüge. In gestufter Weise können die befragten Studierenden dazu angeben, ob auf den jeweiligen Punkt zuwenig, gerade richtig oder zuviel Wert gelegt wird.

Sozial- und Kulturwissenschaftler häufiger unterfordert

Die **geforderte Arbeitsintensität** wird in ähnlicher Weise bei allen Erhebungen beurteilt: Etwa jeder zehnte Studierende stuft sie als viel zu hoch ein, wobei die Studierenden in der Medizin am häufigsten derart votieren. Die Studierenden der Sozial- und der Kulturwissenschaften meinen im WS 89/90 deutlich häufiger als früher, daß sie zuwenig für das Studium zu arbeiten hätten und daß ihnen zuwenig an Faktenwissen abverlangt würde. Demgegenüber meinen acht von zehn Studierenden der Medizin, es würde zuviel Wert auf Faktenwissen und zuwenig Wert auf das Verständnis zugrundeliegender Prinzipien gelegt.

Hinsichtlich des **kommunikativen Lernens** halten in allen Fächern die Hälfte bis zwei Drittel der Studierenden die studentische Zusammenarbeit für zu wenig verwirklicht. Den Mangel an Diskussionen in Lehrveranstaltungen beklagen in erster Linie Wirtschaftswissenschaftler, Mediziner und Ingenieurwissenschaftler (jeweils mehr als vier Fünftel). Das gilt in ähnlicher Weise für die Möglichkeiten, eigene Interessenschwerpunkte im Studium zu entwickeln, wie dafür, Kritik an Lehrmeinungen üben zu können, als Chancen zu Autonomie und Kritik.

In allen Fächern hält eine große Mehrheit **fachübergreifende Bezüge** für allzuseiten hergestellt (Ausnahme: Sozialwissenschaften). Die Anforderung, in fremden Fachgebieten Bescheid zu wissen, erscheint je nach Fächergruppe zwischen drei Vierteln bis neun Zehnteln etwas oder viel zu wenig gegeben.

Studierende der Medizin mit dem Anforderungsprofil des Studiums am unzufriedensten

Alles in allem sind die Studierenden der Medizin am wenigsten mit dem Anforderungsprofil ihres Studiums zufrieden. Es erscheint ihnen einseitig verschult und auf Faktenwissen ausgerichtet; es läßt ihnen zuwenig Spielräume für eigene Interessen und fördert zuwenig das Verständnis grundlegender Prinzipien. Nächste den Medizinern sind die Wirtschaftswissenschaftler mit der Ausrichtung und Art der Anforderungen ihres Studiums wenig zufrieden; bei ihnen wie den Medizinern ist zudem eine deutliche Verschlechterung in der Beurteilung der Anforderungen in den 80er Jahren zu beobachten.

4.2 Studienbewältigung und Schwierigkeiten im Studium

In der **Selbstzuschreibung von studienbezogenen Fähigkeiten** haben sich bei den Studierenden in der zweiten Hälfte der 80er Jahre keine Veränderungen ergeben. Hinsichtlich ihrer Auffassungsgabe, dem Erfassen von Zusammenhängen, ihrer intellektuellen Neugier, ihrem systematischen und logischen Denken, ihrer Selbständigkeit und Kritikfähigkeit halten sich die meisten Studierenden für weitgehend kompetent, nur ganz wenige für kaum kompetent. Etwas weniger positiv ist die Selbstbeurteilung, was die Sorgfalt und Genauigkeit beim Arbeiten betrifft und was

die Fähigkeit angeht, über längere Zeit intensiv und konzentriert zu arbeiten. Gerade Ausdauer- und Konzentrationsfähigkeit haben sich aber als besonders wichtige individuelle Voraussetzungen für eine erfolgreiche Studienbewältigung erwiesen.

In der Selbsteinschätzung von Studienkompetenzen wie in der Selbstzuschreibung von studienbezogenen Fähigkeiten bestehen kaum Unterschiede zwischen Frauen und Männern. Allerdings beanspruchen die Männer ein besseres systematisches und logisches Denken für sich; die Frauen schreiben sich etwas häufiger Sorgfalt und Genauigkeit sowie Intensität und Konzentration zu. Hinsichtlich Auffassungsgabe, intellektueller Neugier, Kritikfähigkeit und Eigenständigkeit sowie der Kompetenz der wissenschaftlichen Lektüre gibt es nach dem Geschlecht keinerlei Differenz.

Die vielfältige Palette möglicher **Schwierigkeiten im Studium** läßt sich in zwei Bereiche unterteilen. Der erste Bereich umfaßt Leistungsanforderungen und Prüfungen, der zweite Bereich bezieht sich auf den Umgang und die Kontakte zu Lehrenden wie zu Kommilitonen.

Keine auffälligen Veränderungen bei den Studienschwierigkeiten

Im **Bereich von Leistungsanforderungen und Prüfungen** haben insgesamt gesehen die Schwierigkeiten für die Studierenden an Universitäten wie Fachhochschulen weder auffällig zugenommen noch abgenommen. Jeder zehnte Studierende etwa hat mit den Leistungsanforderungen im Fachstudium große Schwierigkeiten; bei der Prüfungsvorbereitung ist der Anteil noch etwas höher (jeweils 14 Prozent an Universitäten wie Fachhochschulen). Einzig bei der Planung des Studiums über ein bis zwei Jahre im voraus ist eine Verschlechterung eingetreten; dies trifft für alle Fächergruppen zu, am stärksten allerdings für die Wirtschaftswissenschaftler.

Zwischen Studentinnen und Studenten bestehen in diesem Bereich der Leistungsanforderungen und Prüfungen kaum Unterschiede. Die vorhandenen Differenzen bei den globalen Werten für die Orientierung im Studium und die Studienplanung sind auf die unterschiedliche Verteilung von Frauen und Männern auf die Studienfächer zurückzuführen.

Auch im **Bereich der Kontakte und des Umgangs** hat sich, gesamthaft gesehen, an Universitäten wie an Fachhochschulen weder ein Mehr noch ein Weniger an Schwierigkeiten für die Studierenden ergeben. In der Regel ist somit die Situation für Studierende an Fachhochschulen günstiger geblieben, da sie jeweils etwas seltener von Schwierigkeiten im Umgang mit den Lehrenden oder in den Kontakten und Beziehungen zu den Kommilitonen berichten.

Studentinnen haben häufiger Schwierigkeiten bei Diskussionen in Lehrveranstaltungen

Während ansonsten Frauen und Männer in gleichem Ausmaß über Schwierigkeiten im Bereich der Kontakte und Beziehungen berichten, gibt es eine auffällige Ausnahme. Sie betrifft die Beteiligung an Diskussionen in Lehrveranstaltungen: Es berichtet ein nahezu doppelt so hoher Anteil von Frauen von großen Schwierigkeiten (Universitäten: Männer neun Prozent, Frauen 17 Prozent; Fachhochschulen: Männer sechs Prozent, Frauen elf Prozent). Immerhin bleibt zu konstatieren, daß eine gewisse Tendenz der Verringerung in den geschlechtsspezifischen Unterschieden vorhanden ist.

4.3 Studienerfahrung und Beurteilung

Unter der Perspektive der Qualität der Lehre sind vor allem drei Felder in den Blick zu nehmen:

- erstens die Erfahrungen der Studierenden im bisherigen Verlauf ihres Studiums (mit Indikatoren zur Qualität des Studienprozesses);
- zweitens die Wünsche und Vorschläge der Studierenden zur Verbesserung der Studiensituation (mit Indikatoren zur Steigerung der Lehrqualität).
- drittens die bisher im Studium erforderte individuelle Förderung (mit Indikatoren zur Qualität des Studiertrages);

Neben den Indikatoren zur Lehrqualität sind stets in allen drei Feldern auch andere Aspekte des Studiums angesprochen, die seinen Verlauf und Ertrag beeinträchtigen oder befördern können (wie zentrale Studienberatung, Arbeitsmarktchancen).

Gewisse Verschlechterung in den Urteilen zur Lehrqualität

Mit der Frage nach den **Erfahrungen im bisherigen Studienverlauf** werden drei zentrale Elemente der Lehrqualität erfaßt: die inhaltliche Qualität des Lehrangebotes, der Aufbau des Studienganges und die Durchführung von Lehrveranstaltungen. Außerdem werden Stellungnahmen zum Nutzen von Veranstaltungen zur Studieneinführung und der zentralen Studienberatung erhoben; schließlich betreffen zwei Vorgaben die Möglichkeiten der Studierenden, eigene Interessenschwerpunkte im Studium zu setzen und an der Planung von Lehrveranstaltungen mitzuwirken.

Bei den drei Indikatoren zur Lehrqualität hat sich seit 1985/86 eine tendenzielle Verschlechterung in den Urteilen der Studierenden ergeben. Dies ist offenbar im Zusammenhang mit dem Anstieg der Zahl Studierender zu sehen. Die inhaltliche Qualität der Lehre beurteilen Ingenieurwissenschaftler am besten, Sozialwissenschaftler (an Universitäten wie Fachhochschulen) am ungünstigsten.

Mediziner schätzen die Lehrqualität am schlechtesten ein

Den Aufbau ihres Studienganges, seine Struktur, schätzen Mediziner und Juristen am schlechtesten ein, wobei die Unzufriedenheit in den letzten drei Jahren deutlich zugenommen hat. Die didaktische Qualität der Lehrveranstaltungen wird in allen Fächern nicht günstig beurteilt: am schlechtesten fällt das Urteil in den Wirtschaftswissenschaften und in der Medizin aus. Vergleichsweise günstiger ist in den Fächergruppen an den Fachhochschulen die Bewertung dieses Aspektes der Lehrqualität. Insgesamt geben im Vergleich der Fächergruppen mittlerweile die Mediziner die ungünstigsten Einschätzungen zur Lehrqualität ab, gefolgt von den Sozialwissenschaftlern und Juristen.

Beurteilung der zentralen Studienberatung wird immer ungünstiger

Während der Nutzen von Veranstaltungen zur Studieneinführung in das eigene Fachgebiet häufiger günstig beurteilt wird, fällt das Urteil zum Nutzen der zentralen Studienberatung immer ungünstiger aus, vor allem an den Universitäten. Folgt man dem Votum der Studierenden, wäre eine Überprüfung der Ausstattung und Aufgabenzuweisung der zentralen Studienberatung angebracht.

Sowohl die Mitwirkungsmöglichkeiten als auch die Möglichkeit, eigene Interessenschwerpunkte im Studium zu setzen, haben sich für die Studierenden in den letzten Jahren etwas verschlechtert und haben das Niveau Anfang der 80er Jahre wieder erreicht oder sogar unterschritten. Vor allem Medizinstudenten bewerten sehr negativ, daß sie kaum Möglichkeiten für eigene Interessenschwerpunkte im Studium haben.

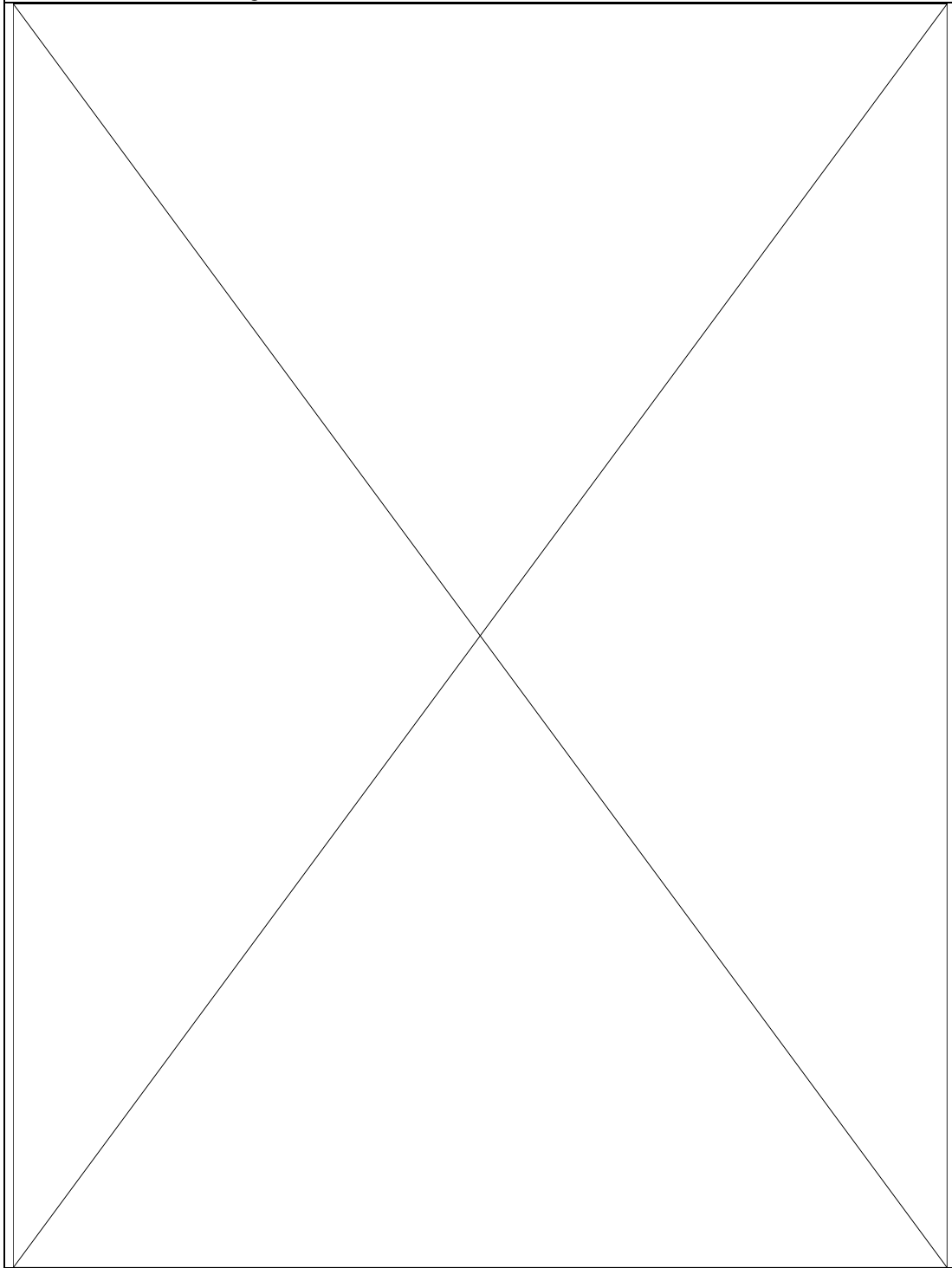
Dringlich gewünscht: Lehrveranstaltungen in kleinerem Kreis und intensivere Betreuung durch Lehrende

Die **Wünsche zur Verbesserung der Studiensituation** beziehen sich in erster Linie auf häufigere Lehrveranstaltungen in kleinerem Kreis. Studierende an Universitäten halten dies zu fast zwei Dritteln für sehr dringlich, an Fachhochschulen zu 45 Prozent. Universitätsstudenten verlangen außerdem noch sehr häufig (über die Hälfte) nach einem stärkeren Praxisbezug des Studienganges und einer intensiveren Betreuung durch die Lehrenden. Studierende an Fachhochschulen wünschen sich ebenfalls häufiger eine intensivere Betreuung durch die Lehrenden sowie mehr Beteiligungsmöglichkeiten an Forschungsprojekten. Unter ihnen ist auch der Anteil höher, der eine Anhebung der BAföG-Sätze als sehr dringlich ansieht (45 Prozent; Universitäten 40 Prozent).

Im Vergleich seltener wird von den Studierenden an Universitäten und Fachhochschulen die Konzentration der Studieninhalte, die Verringerung der Prüfungsanforderungen oder Änderungen im Fachstudiengang zur Verbesserung ihrer Studien-

Abbildung 4.1

Wünsche zur Verbesserung der Studiensituation nach Hochschulart



(Skala von 0 = überhaupt nicht dringlich bis 6 = sehr dringlich; Kategorienzusammenfassung 5-6 = sehr dringlich)

Quelle: Konstanzer Projekt Studiensituation, WS 89/90, Fr. 78.

situation gewünscht. Stets hält ein größerer Anteil der Studierenden dies jeweils für nicht dringlich.

Fast durchweg betonen Frauen die einzelnen Elemente zur Verbesserung der Studiensituation häufiger als sehr dringlich. Das gilt ganz besonders für die Verbesserung der Arbeitsmarktchancen für Absolventen des Faches; aber auch für den stärkeren Praxisbezug des Studienfaches und die Beteiligungsmöglichkeiten an Forschungsprojekten.

Guter Studierertrag in den fachlichen Fähigkeiten

Die **Förderung durch das Studium** kann sich zum einen auf die fachlich-berufliche Qualifikation beziehen, zum anderen auf die individuelle Bildung und soziale Bildung. Im Hinblick auf ihre **fachlichen Fähigkeiten** sehen sich die Studierenden in der Regel als gut gefördert an; nur die Sozialwissenschaftler an Universitäten wie Fachhochschulen fallen hierin ab. Während auch die Förderung intellektueller Fähigkeiten und arbeitstechnischer Kompetenzen alles in allem noch recht gut beurteilt wird (mit gewissem Vorteil zugunsten der Universitätsstudenten), fällt die Bewertung der Förderung praktischer Fähigkeiten (der Berufs-/Praxisbezogenheit) bei den Universitätsstudenten doch deutlich negativer aus.

Aspekte der Bildung kommen im Medizinstudium zu kurz

Im Bereich der **individuellen Bildung** erfahren die Studierenden in der Regel einen mittleren Grad der Förderung, vor allem hinsichtlich ihrer Autonomie und Selbständigkeit wie ihrer persönlichen Entwicklung ganz allgemein. In allen Aspekten der individuellen Bildung sehen sich Studierende der Medizin im Vergleich zu den Kommilitonen anderer Fächergruppen viel weniger gefördert, so daß, ihrem Urteil folgend, von einem starken Manko zu sprechen ist.

Die beiden Aspekte der **sozialen Bildung**, sei es soziales Verantwortungsbewußtsein oder die Fähigkeit des Umgangs mit Menschen, sehen nur wenige Studierende als gut gefördert an (an Universitäten sogar mit leicht abnehmender Tendenz, an Fachhochschulen mit leicht steigender Tendenz). Fast die Hälfte der Studierenden meint, in diesen beiden Aspekten gar nicht oder nur ganz wenig gefördert worden zu sein. Am stärksten haben noch Studierende des Sozialwesens/der Sozialarbeit an Fachhochschulen Förderungsimpulse in diesem Bereich erfahren.

5 Kontakte, Betreuung und Hochschulpartizipation

Für die moderne Hochschule kann sicherlich das "klassische" Prinzip einer Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden nicht mehr im Ganzen gelten. Aber die Kontaktsituation unter den Studierenden wie zwischen ihnen und den Hochschullehrern ist nach wie vor ein bedeutsames Element für die Befindlichkeit im Studium.

In der Erhebung zur Studiensituation und den studentischen Erfahrungen wird sie in drei Bereichen in unterschiedlicher Weise angesprochen: Kontakte und Anonymität, Information und Beratung sowie Hochschulpartizipation und studentische Vertretung.

Angesichts der in den 80er Jahren weiterhin stark gestiegenen Studentenzahlen interessiert, ob sich diese Zunahme in den Indikatoren zu den Kontakten, zur Beratung und Betreuung sowie zur Partizipation am Hochschulgeschehen möglicherweise negativ ausgewirkt hat.

5.1 Kontakte und Anonymität

Die erste Frage richtet sich auf den **Umfang der vorhandenen Kontakte** zu Hochschullehrern, anderen Studierenden und Personen außerhalb der Hochschule. Die Kontaktdichte der meisten Studierenden zu Kommilitonen ist recht hoch, allerdings hat sie in den 80er Jahren leicht abgenommen. Immerhin ein Fünftel der Studierenden an Universitäten wie an Fachhochschulen hat bestenfalls selten Kontakte zu den Studierenden des eigenen Faches.

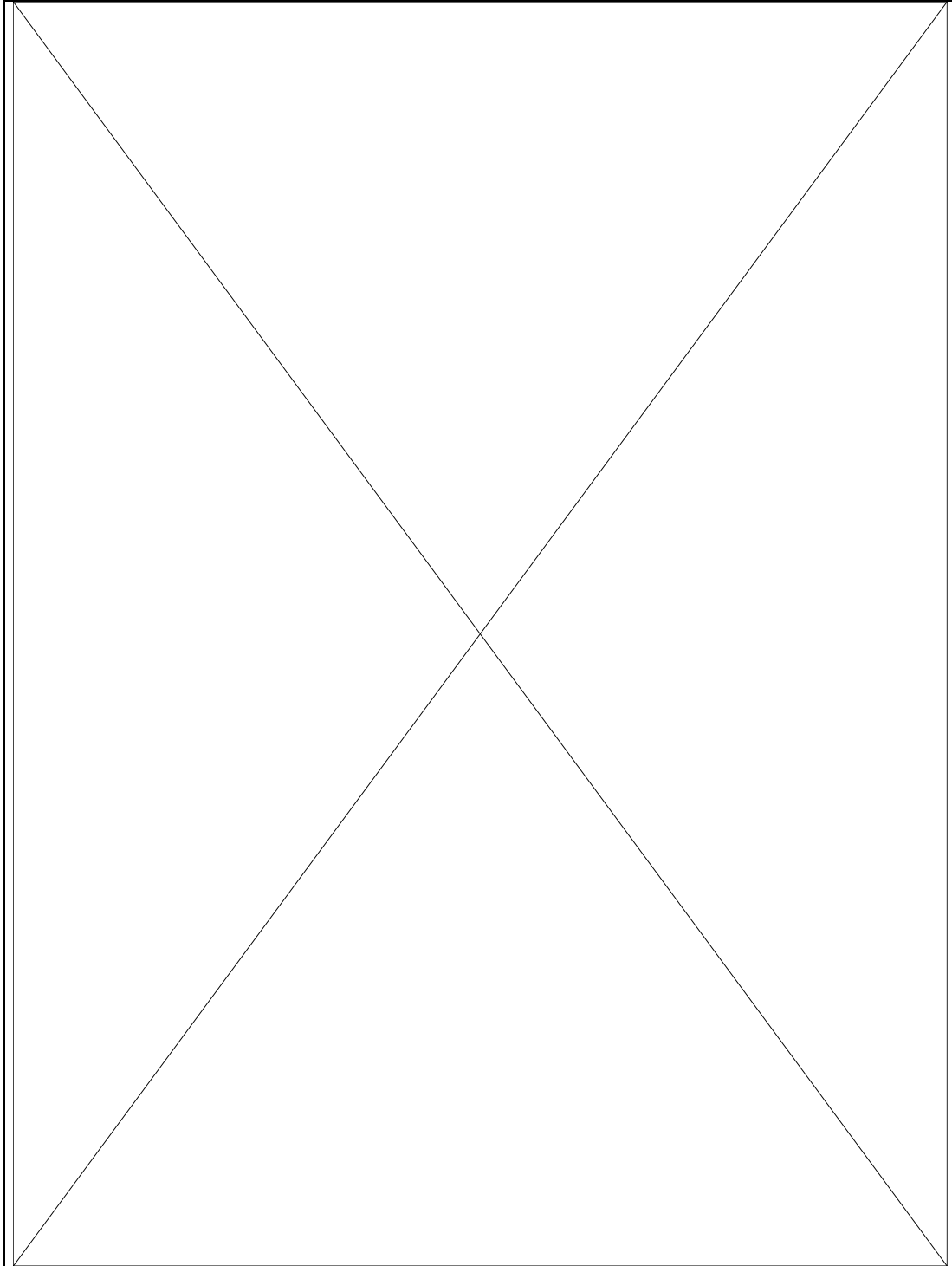
Kontaktsituation zu Hochschullehrern nicht verschlechtert

Demgegenüber hat sich die Kontaktsituation zu den Hochschullehrern gemäß den Angaben der Studierenden nicht weiter verschlechtert. Jedoch treten an Universitäten nur 18 Prozent, an Fachhochschulen 22 Prozent manchmal oder häufig in Kontakt zu einem Professor ihres Faches. Ein allzu großer Teil der Studierenden berichtet, nie Kontakt zu einem Professor zu haben (Uni 43 Prozent, FH 37 Prozent). Dabei ist sogar eine gewisse Verbesserung in den 80er Jahren eingetreten.

Die Kontaktsituation der Studentinnen ist nicht anders als die der männlichen Studierenden. Ihre Kontaktdichte zu Hochschullehrern ist genau so eng oder weit wie die der männlichen Studierenden, und zwar an Universitäten wie an Fachhochschulen. Gleiches gilt für ihre Beziehungen und Kontakte zu anderen Studierenden.

Die Kontakte der Studierenden zu Personen außerhalb der Hochschule sind enger als zu Studierenden und Lehrenden an der Hochschule. Vor allem zu Eltern und Geschwistern wie zu Freunden und Bekannten außerhalb der Hochschule haben mehr als vier Fünftel manchmal oder häufiger Kontakt.

Abbildung 5.1
Kontakthäufigkeiten zu Hochschullehrern nach Hochschulart



Quelle: Konstanzer Projekt Studiensituation, WS 89/90, Fr. 62A.

Geringere Kontaktdichte in den Rechts- und Wirtschaftswissenschaften

Unterscheidet man nach Fächergruppen, haben an Universitäten Kulturwissenschaftler, Naturwissenschaftler und Sozialwissenschaftler noch vergleichsweise günstigere Kontaktchancen zu ihren Professoren; ausgesprochen selten sind die Kontakte für Studierende der Rechts- und Wirtschaftswissenschaften, wo nicht einmal jeder Zehnte manchmal oder häufiger Kontakt zu einem Professor hat. In diesen beiden Fächergruppen bestehen auch geringere Kontakte zu Assistenten und Lehrbeauftragten. Zu dieser Personengruppe des 'Mittelbaus' haben Studierende der Naturwissenschaften auffallend häufiger Kontakt.

Wünsche nach häufigerem Kontakt werden vielfach, aber nicht von allen Studierenden geäußert. Zu Professoren des eigenen Faches wünschen sich an Universitäten 58 Prozent, an Fachhochschulen 48 Prozent häufiger die Gelegenheit zu Kontakt. Verständlicherweise ist unter Rechts- und Wirtschaftswissenschaftlern dieser Wunsch am verbreitetsten: ihn äußern dort zwei Drittel der Studierenden. In besonders hohem Maße wünschen sich Studierende, und zwar aller Fächergruppen, mehr Kontakte zu Berufstätigen im zukünftigen Berufsfeld (gut 70 Prozent). Darin drückt sich offenbar ihr Interesse am Praxisbezug ihres Studiums aus.

In der **Zufriedenheit mit den Kontakten** spiegeln sich weitgehend die mitgeteilten Kontaktverhältnisse wider. An den Universitäten sind besonders viele mit den Kontakten zu den Hochschullehrern unzufrieden (55 Prozent); an den Fachhochschulen sind es deutlich weniger (40 Prozent). An den Fachhochschulen hat die Zufriedenheit mit den Hochschullehrerkontakten sogar leicht zugenommen (von 23 auf 27 Prozent). Mit den Kontakten zu den Kommilitonen ist dagegen die Mehrheit der Studierenden zufrieden. An den Fachhochschulen hat die Zufriedenheit ganz leicht zugenommen, an den Universitäten ganz leicht abgenommen.

Steigende Anonymität an den Universitäten

Trotz der weitgehend gleich gebliebenen Kontaktsituation hat sich der Eindruck der **Anonymität an der Hochschule** in den 80er Jahren tendenziell ausgebreitet. Das gilt eher für die Universitäten als für die Fachhochschulen. Mittlerweile meinen an den Universitäten 42 Prozent, es würde niemandem auffallen, wenn sie einmal eine Woche nicht an der Hochschule wären (1983 waren es 33 Prozent). Und der Anteil jener, die von genug Ansprechpartnern an der Hochschule berichten, ist unter den Universitätsstudenten von 30 Prozent (1983) auf 26 Prozent (1990) gefallen.

An Universitäten wie an Fachhochschulen vermeint nur etwa ein Drittel der Studierenden, daß es an ihrer Hochschule viele Möglichkeiten gebe, sich darüber zu informieren, was in den Gremien, der Forschung, der Verwaltung geschieht. Auch dies ist ein Ausweis dafür, daß größere Teile der Studierenden weder durch Kontakte noch durch Informationen in das Geschehen an der Hochschule eingebunden sind.

5.2 Information und Beratung

Schlechter Informationsstand der Studierenden

Der **Informationsstand über Studium und Hochschule** der Studierenden kann alles in allem nicht als befriedigend bezeichnet werden. Er hat sich zudem, vor allem was Studienangelegenheiten betrifft, unter den Universitätsstudenten in den 80er Jahren noch verschlechtert. Über die Studien- und Prüfungsordnung in ihrem Studienfach wissen nach eigener Aussage an Universitäten 37 Prozent, an Fachhochschulen sogar 44 Prozent zu wenig Bescheid. In ähnlichen Größenordnungen liegen die Informationsdefizite hinsichtlich der Möglichkeiten der Studienberatung.

Auch über Einzelheiten des BAföG weiß fast die Hälfte der Studierenden zu wenig Bescheid. Hier ist die Zunahme des Informationsmangels gerade unter Universitätsstudenten besonders auffällig (Anstieg von 36 auf 46 Prozent). Darüber hinaus ist fast ein Viertel an solchen Informationen nicht interessiert, offenbar weil sie meinen, daß eine Studienfinanzierung nach BAföG für sie nicht in Frage kommt. Es mag bezeichnend sein, daß die Studierenden über die Arbeitsmarktsituation in ihrem angestrebten Tätigkeitsfeld entweder genauso gut wie über die Studien- und Prüfungsordnung in ihrem Fach informiert sind (an den Universitäten) oder sogar deutlich besser (an den Fachhochschulen).

Der Informationsstand hinsichtlich politischer oder partizipativer Momente der Hochschule ist nur selten gut. Bei aktuellen politischen Konzepten der Hochschulentwicklung, bei Argumenten für und gegen die verfaßte Studentenschaft und selbst bei Mitbestimmungsrechten und Entscheidungsstrukturen an der Hochschule bezeichnet sich jeweils nur einer von zehn Studierenden als gut informiert; wobei seit 1985 sogar eine leichte Abnahme zu verzeichnen ist. Der innere Abstand zu solchen politischen und partizipativen Aspekten der Hochschule dokumentiert sich in recht hohen Anteilen an Studierenden, die sich für Informationen dazu gar nicht interessieren.

Großer Teil der Studierenden nutzt das Sprechstundenangebot nicht

Neben der Kontaktsituation sind **Angebot und Nutzung von Beratungsmöglichkeiten durch Lehrende** für die tutoriale Qualität des Studiums von erheblicher Bedeutung. Die regelmäßige Sprechstunde zu festen Zeiten ist an den Universitäten eher üblich als an Fachhochschulen. Sie wird an den Universitäten entsprechend häufiger von den Studierenden genutzt. Ein großer Teil der Studierenden ist aber noch nie in einer Sprechstunde gewesen (an Universitäten 25 Prozent, an Fachhochschulen 28 Prozent), obwohl es dieses Angebot gibt.

Nach wie vor selten ist an beiden Hochschularten die feste Zuordnung von Studierenden zu Hochschullehrern mit regelmäßiger Beratung und Betreuung. Profitiert

davon haben bislang 9 Prozent an Universitäten, 14 Prozent an Fachhochschulen. Weit verbreitet, vor allem an Universitäten, sind spezifische Veranstaltungen zur Studieneinführung (wie Orientierungsveranstaltungen). Sie sind durchaus von den Studierenden akzeptiert, denn an den Universitäten haben sie etwa acht von zehn, an den Fachhochschulen sieben von zehn Studierende genutzt. Zudem werden sie von den Studierenden überwiegend positiv bewertet.

Besonderer Beratungsbedarf bei Prüfungsvorbereitung und Prüfungsarbeiten

Um einen Eindruck vom Beratungsbedarf der Studierenden zu erhalten, wird die **Wichtigkeit der Beratung durch Lehrende** in Bezug auf verschiedene Bereiche (fachlich, beruflich, persönlich) erfaßt. An Universitäten wie an Fachhochschulen gleichermaßen steht die fachliche Beratung für die meisten Studierenden eindeutig im Vordergrund. Zwei Drittel etwa halten die Beratung bei Prüfungsvorbereitungen und Prüfungsarbeiten sowie bei fachwissenschaftlichen Fragen und inhaltlichen Problemen des Faches für sehr wichtig.

Eine berufliche Beratung, gekoppelt mit Unterstützung bei der Stellensuche, ist weniger als einem Drittel sehr wichtig. Noch weiter ab fallen Aspekte der persönlichen Beratung, seien es persönliche Lern- und Arbeitsschwierigkeiten, soziale Schwierigkeiten im Studium oder ganz persönliche Probleme. Letztere betrachten nur sehr wenige als einen sinnvollen Gegenstand der Beratung durch Lehrende.

Höherer Beratungsbedarf von Studentinnen

Offenbar haben Studentinnen einen höheren Beratungsbedarf als ihre männlichen Kommilitonen. Das betrifft vor allem Beratung hinsichtlich der Prüfungsvorbereitung und der Studienplanung. Aber auch in den Bereichen der beruflichen und persönlichen Beratung melden sie einen etwas höheren Bedarf an.

Im Vergleich der Fächergruppen ist unter Kultur- und unter Sozialwissenschaftlern der Wunsch nach Beratung hinsichtlich der Studienplanung und des Studienaufbaues sowie der Prüfungsvorbereitung besonders weit verbreitet. Dies hängt sicherlich mit der geringeren Strukturierung dieser Studiengänge zusammen (vgl. Abschnitt 4.1). Am seltensten äußern Medizinstudenten einen Beratungsbedarf in dieser Richtung, was angesichts der hohen Regelungsdichte in ihrem Studium wenig verwundert.

5.3 Hochschulpartizipation und studentische Vertretung

Die Beteiligung an Einrichtungen und Gruppen an der Hochschule kann sich zum einen auf soziale und kulturelle Gruppen beziehen, zum anderen auf politische Gremien und Gruppen.

Universitätsstudenten sozial und kulturell aktiver

Hinsichtlich der **Teilnahme an sozialen und kulturellen Gruppen der Hochschule** unterscheiden wir hauptsächlich vier Gruppen: Studentenverbindungen, Studentengemeinde, Studentensport und kulturelle Aktivitäten. Sowohl beim Studentensport als auch bei den kulturellen Musik- oder Theatergruppen sind die Universitätsstudenten aktiver als die Studierenden an Fachhochschulen. So bezeichnen sich 45 Prozent der Studenten an Fachhochschulen als desinteressiert an kulturellen Aktivitäten, an den Universitäten sind es mit 33 Prozent deutlich weniger. Am studentischen Sport nehmen an Universitäten immerhin 44 Prozent zumindest gelegentlich teil, an den Fachhochschulen nur ein Drittel. Von zumindest gelegentlicher Teilnahme an kulturellen Aktivitäten berichten 29 Prozent der Universitätsstudenten, jedoch nur 22 Prozent der Studierenden an Fachhochschulen.

Die kirchlichen Studentengemeinden erreichen an Universitäten und an Fachhochschulen nur einen kleinen Teil der Studierenden, denn etwa drei Viertel sind an ihnen nicht interessiert. Noch geringer, vor allem bei den Universitätsstudenten, ist das Interesse an Studentenverbindungen. Nur 16 Prozent interessieren sich dafür, nicht mehr als fünf Prozent nehmen daran teil. Sowohl der Umfang des Desinteresses wie der Teilnahme hat sich in den 80er Jahren nicht geändert.

Deutliche Unterschiede nach dem Geschlecht bestehen beim Studentensport und den kulturellen Aktivitäten: Frauen sind an beiden Aktivitäten, vor allem den kulturellen, deutlich mehr beteiligt. Kulturell besonders passiv erscheinen die männlichen Studierenden der Fachhochschulen: die Hälfte ist an kulturellen Aktivitäten nicht interessiert und nur 17 Prozent beteiligen sich; die Frauen an den Fachhochschulen nehmen wenigstens zu 32 Prozent an solchen Aktivitäten teil.

Die Studentenverbindungen finden noch am ehesten Teilnehmer unter den Jurastudenten (dort jeder Zehnte); in den anderen Fächergruppen liegt die Teilnahme bei nur zwei bis sechs Prozent. Studierende des Sozialwesens und der Sozialarbeit an Fachhochschulen sind vergleichsweise am häufigsten bei den Studentengemeinden zu finden oder doch daran interessiert (immerhin zusammen 40 Prozent). Viel seltener interessieren sich Ökonomen und Ingenieure dafür oder nehmen daran teil (jeweils nur ein Fünftel).

Im Studentensport sind die Mediziner die aktivsten: über die Hälfte von ihnen nimmt daran teil (54 Prozent). Viel seltener beteiligen sich Studierende des Sozialwesens und der Ingenieurwissenschaften an Fachhochschulen am Studentensport, jeweils nur zu 30 Prozent. Die Teilnahme an kulturellen Aktivitäten betreiben am häufigsten Studierende der Kulturwissenschaften (was naheliegt), aber auch des Sozialwesens an Fachhochschulen (jeweils 37 Prozent). Demgegenüber viel seltener sind Studierende der Ingenieurwissenschaften und der Wirtschaftswissenschaften an Universitäten wie Fachhochschulen sowie die Naturwissenschaftler bei kulturellen Aktivitäten zu finden; allemal beteiligt sich nicht einmal ein Viertel auch nur gelegentlich.

Desinteresse an politischen Studentenvereinigungen weiter zugenommen

Die **Teilnahme an politischen Gruppen und Gremien der Hochschule** war schon Anfang der 80er Jahre nicht sehr verbreitet unter den Studierenden. Das Desinteresse hat sogar noch weiter zugenommen, vor allem gegenüber politischen Studentenvereinigungen. Für politische Studentenvereinigungen interessieren sich 60 Prozent der Universitätsstudenten und 69 Prozent der Fachhochschulstudenten nicht. Die Teilnahmequote ist mit sieben bzw. sogar nur drei Prozent sehr gering. Noch etwas besser schneiden informelle Aktionsgruppen ab: An ihren Aktivitäten nehmen noch 15 Prozent an Universitäten, 13 Prozent an Fachhochschulen wenigstens gelegentlich teil.

Aber selbst die offiziellen Selbstverwaltungsgremien wie Senat oder Konzil finden bei den Studierenden wenig Resonanz. Das ist an Universitäten wie Fachhochschulen nicht anders: 55 Prozent sind an ihnen nicht interessiert; nur knapp 40 Prozent sind jeweils interessiert und nur weitere drei bis vier Prozent beteiligen sich (zumeist nur gelegentlich).

Der studentischen Selbstverwaltung geht es nicht viel besser. Nur jeder zwanzigste Studierende berichtet von einer gelegentlichen Beteiligung an der studentischen Vertretung (wie AStA u.a.). Aber mehr als zwei Fünftel sind an der studentischen Selbstverwaltung gar nicht interessiert (Universitäten 44 Prozent; Fachhochschulen 41 Prozent). Im Bereich der politischen Gruppen und Gremien fällt die Beteiligung an den Fachschaften noch am besten aus. Bei ihnen hat es auch keine Abnahme des Interesses oder der Teilnahme gegeben. An Universitäten beteiligen sich unverändert 14 Prozent, an Fachhochschulen 13 Prozent. Immerhin mehr als die Hälfte ist außerdem an der Fachschaftsarbeit interessiert, allerdings ohne daran aktiv teilzunehmen (Universität 57 Prozent, Fachhochschule 56 Prozent).

Studentinnen sind durchweg häufiger an den verschiedenen politischen Gruppen und Gremien interessiert, nehmen aber nicht unbedingt häufiger an ihnen aktiv teil oder haben gar ein Amt oder eine Funktion inne. Außerdem hat unter den Männern das Desinteresse an den politischen Gruppen und der Selbstverwaltung der Hochschule deutlich stärker zugenommen als bei den Frauen. Das betrifft in erster Linie die informellen Aktionsgruppen.

Besonders stark ist der Abschied von der Bühne der politischen Gruppen unter den Studierenden der Sozialwissenschaften an den Universitäten und des Sozialwesens an den Fachhochschulen ausgefallen. An den politischen Studentenvereinigungen beteiligen sie sich mittlerweile nicht häufiger als Jurastudenten; und an der Fachschaftsarbeit nehmen sie nicht häufiger teil als mittlerweile auch Kultur- oder Naturwissenschaftler (jeweils 18 Prozent zumindest gelegentliche Teilnahme).

In den informellen Aktionsgruppen sind Sozialwissenschaftler zwar immer noch überproportional vertreten, aber ihre Dominanz ist nicht mehr gegeben. Denn 1983 war noch etwa ein Drittel von ihnen in solchen Aktionsgruppen aktiv, 1990 ist es nicht mehr als ein Viertel (und von den Medizinern und Kulturwissenschaftlern sind

es knapp weniger als ein Fünftel geblieben). Insofern ist die generelle Abnahme des Interesses und der Teilnahme an hochschulpolitischen Gruppen und Gremien (mit Ausnahme der Fachschaften) hauptsächlich auf den Rückzug der sozialwissenschaftlichen Studierenden zurückzuführen; in den anderen Fächergruppen haben sich die Teilnahmehäufigkeiten weit weniger verändert.

Als **Aufgaben studentischer Vertretungen** bestimmen die Studierenden vor allem vier Komplexe:

- die Studienberatung und Studienhilfe,
- die Mitarbeit an Prüfungsbedingungen und Lehrinhalten,
- die Beeinflussung der internen Hochschulpolitik, der Geschehnisse an der eigenen Hochschule,
- die sozialen Fragen wie Kontaktförderung oder Wohnungssuche.

Es sind jeweils mehr als drei Viertel der Studierenden an Universitäten oder Fachhochschulen, die in starkem Maße erwarten, daß sich ihre studentischen Vertretungen in diesen Feldern einsetzen.

Bezüglich kultureller Belange (Theater, Konzerte etc.) und hinsichtlich einer politischen Bildungsarbeit unter der Studentenschaft verlangen das in derart starker Dringlichkeit weit weniger Studierende: an Universitäten etwa zwei Fünftel, an Fachhochschulen gar nur ein Drittel. Die politische Vertretung nach außen, das allgemeinpolitische Mandat hat nach dem Urteil der Studierenden den letzten Rangplatz unter den Aufgaben der Studentenvertretung. An Universitäten sind es 30 Prozent, an Fachhochschulen nunmehr 26 Prozent (bei steigender Tendenz), welche in der Wahrnehmung des allgemeinpolitischen Mandates eine wichtige Aufgabe der Studentenvertretung sehen.

Mit dem Desinteresse an studentischer Hochschulpolitik dürfte es zusammenhängen, daß den Grad ihrer **hochschulpolitischen Übereinstimmung mit der Studentenvertretung** gut zwei Fünftel der befragten Studierenden gar nicht beurteilen können. Dabei ist an Universitäten wie an Fachhochschulen ein starker Anstieg in den 80er Jahren festzuhalten. Frauen äußern noch häufiger, daß sie nicht beurteilen können, inwieweit sie mit ihrer Studentenvertretung übereinstimmen: an Universitäten wie an Fachhochschulen fast zur Hälfte (jeweils 48 Prozent).

Breitere Akzeptanz von Boykott und Besetzung

Die Verringerung des hochschulpolitischen Interesses und die Abnahme der Beteiligung an politischen Gruppen und Gremien der Hochschule hat nicht zu einer Minderung der **Akzeptanz von Kritikformen an hochschulpolitischen Entwicklungen** geführt. Eher ist das Gegenteil der Fall: Härtere Formen der Auseinandersetzung mit einem gewissen Potential an Nötigung und Gewalt werden 1990 seltener abgelehnt als 1983. Es besteht ein deutlicher Trend, den Boykott von Lehr-

veranstaltungen oder Institutsbesetzungen grundsätzlich oder in Ausnahmefällen zu akzeptieren. Dabei hat im Trend eine Angleichung der Haltungen zwischen Universitäts- und Fachhochschulstudenten stattgefunden.

Es zeichnet sich eine erhöhte latente Militanz in der Handlungsbereitschaft der Studierenden bei Auseinandersetzungen ab. Den Boykott von Lehrveranstaltungen lehnt z.B. nur noch ein Fünftel grundsätzlich ab (1983 war es noch ein Drittel). Dabei ist die gewisse Militanz in der politischen Handlungsbereitschaft unter den Frauen noch stärker angestiegen als unter den studierenden Männern, an Fachhochschulen ebenso wie an Universitäten. So hat sich die strikte Ablehnung des Boykotts von Lehrveranstaltungen bei den Männern um zehn Prozentpunkte, bei den Frauen um 15 Prozentpunkte verringert (an Universitäten).

Die grundsätzliche Akzeptanz militanter Kritikformen ist nach wie vor unter Sozialwissenschaftlern an Universitäten wie Fachhochschulen am meisten verbreitet (Akzeptanz der Institutsbesetzung z.B. 30 Prozent bzw. 27 Prozent). Am geringsten ist sie weiterhin bei Juristen und bei den Wirtschaftswissenschaftlern an Universitäten und Fachhochschulen (dort sind es z.B. weniger als zehn Prozent, die eine Institutsbesetzung grundsätzlich akzeptieren). Die erheblichen Unterschiede zwischen den Fächergruppen hinsichtlich "unkonventioneller" politischer Handlungspotentiale sind weitgehend bestehen geblieben. Allerdings hat auch bei den Kulturwissenschaftlern, den Medizinern und zum Teil den Naturwissenschaftlern die Bereitschaft zu härteren Gangarten stark zugenommen.

6 Studentische Lebensform und soziale Situation

In diesem Kapitel werden drei relativ heterogene Themenkreise behandelt: Studentische Rolle und Identifizierung, Stellung der Frauen an der Hochschule sowie soziale Lage: Finanzierung, Erwerbstätigkeit und Wohnsituation.

Im ersten Abschnitt geht es um die Frage, inwieweit sich die Studierenden in ihrer Rolle wohlfühlen, worin Licht- und Schattenseiten des studentischen Lebens gesehen werden und welchen Belastungen die Studentinnen und Studenten unterliegen. Nachdem die Frauen häufiger über Prüfungsangst berichtet haben (vgl. Abschnitt 3.2) und ihre Arbeitsmarktchancen nach Studienabschluß pessimistischer einschätzen als die Männer (vgl. Kapitel 8), ist zu fragen, inwieweit sie durch Prüfungsdruck und Zukunftsunsicherheit stärker im Studium beeinträchtigt werden.

In Abschnitt 6.2 wird untersucht, inwieweit Studierende an der Hochschule (bzw. im eigenen Studienfach) Diskriminierung von Frauen wahrnehmen und wie sie zu aktuellen Forderungen in bezug auf Frau und Hochschule Stellung nehmen.

Im Hinblick auf die soziale Lage der Studierenden ist insbesondere von Interesse, ob die bis 1987 beobachteten Trends in der Studienfinanzierung - immer weniger durch BAföG-Mittel, immer mehr durch eigene Erwerbsarbeit - sich weiter fortgesetzt haben, und, damit zusammenhängend, wie sich die Erwerbstätigkeit der Studierenden als ein potentieller Faktor der Studienzeiterverlängerung entwickelt hat.

6.1 Studentische Rolle und Identifizierung

Bereich der Politik für Studierende wieder bedeutsamer

Gefragt, welche **Wichtigkeit** verschiedene **Lebensbereiche** und Handlungsfelder für sie persönlich haben, weisen die Studierenden Hochschule und Studium im Aggregat einen mittleren Rang zu. An der Spitze der klar abgestuften Relevanzhierarchie stehen Partner/eigene Familie, Geselligkeit/Freundeskreis sowie Freizeit und Hobbies. Mit einigem Abstand, aber durchschnittlich noch deutlich oberhalb der Skalenmitte eingestuft, folgen Hochschule/Studium sowie Eltern und Geschwister. Etwas schwächer werden Beruf und Arbeit, Politik und öffentliches Leben sowie Kunst und Kulturelles gewichtet, am Schluß der aggregierten Rangreihe steht Wissenschaft und Forschung. Dieser Bereich, ebenso Politik und insbesondere Kunst und Kultur, hat für die Studierenden an Universitäten mehr Gewicht als für die FH-Studenten, die hingegen Freizeit und Hobbies etwas stärker gewichten. Eine merkbare Veränderung ist allein für den Bereich der Politik zu verzeichnen; seine Bedeutung für die Studierenden hat seit 1987 wieder zugenommen.

Geschlechtsunterschiede und Fachdifferenzen entsprechen im wesentlichen den Erwartungen. So gewichten die Frauen, insbesondere an den Universitäten, jene Bereiche stärker, bei denen es um persönliche und soziale Beziehungen geht (Partner,

Herkunftsfamilie, Freundeskreis), und legen deutlich mehr Wert auf Kunst und Kulturelles. Auch Hochschule und Studium bezeichnen die Studentinnen etwas häufiger als sehr relevant, während die Männer Wissenschaft und Forschung mehr Bedeutung zuschreiben, an den Universitäten auch Politik und öffentlichem Leben. Dieser Bereich ist vor allem eine Domäne der Juristen und der Sozialwissenschaftler, zu Wissenschaft und Forschung haben die Studierenden in den naturwissenschaftlichen Fächern die größte Affinität, zur Kunst die Sprach- und Kulturwissenschaftler; Beruf und Arbeit sind für die Studierenden der Medizin besonders bedeutsam.

Positive Bewertung des Studentenlebens hat leicht zugenommen

Das **Leben als Student** wird von einer großen Mehrheit durchaus geschätzt: 43 Prozent der Studierenden an Universitäten, 32 Prozent an Fachhochschulen sagen dezidiert aus, es sei gegenüber der Situation gleichaltriger Nichtstudenten vorzuziehen, weitere gut 40 Prozent vertreten jeweils tendenziell diese Einschätzung. Die positive Bewertung des Studentenlebens hat seit 1983 kontinuierlich leicht zugenommen.

Gleich weit verbreitet ist die Überzeugung, als Student leichter eigene Vorstellungen entwickeln zu können, verglichen mit Nichtstudenten im gleichen Alter. Auch diese Einschätzung vertreten die Uni-Studenten noch häufiger als die Studierenden an Fachhochschulen. Beide Bewertungen fallen im Urteil der Frauen noch günstiger aus, wobei der Geschlechtsunterschied an den Fachhochschulen deutlich größer ist als an den Universitäten. Unter den Fächergruppen verneinen die Studierenden der Ingenieurwissenschaften an Fachhochschulen am ehesten, daß sie die Studentenrolle vorziehen und als Student leichter eigene Vorstellungen verwirklichen könnten.

Auch wenn das Dasein als Student weithin in günstigem Licht gesehen wird, sind doch auch gewisse Anzeichen gesellschaftlicher Entfremdung vorhanden. 26 Prozent der Studierenden meinen dezidiert, weitere 60 Prozent tendenziell, die Bedürfnisse und Interessen von Studenten würden in der Gesellschaft kaum berücksichtigt. Diese Einschätzung ist 1990 noch etwas weiter verbreitet als drei Jahre zuvor. Sie wird besonders häufig in den Sozialwissenschaften (an Uni und FH) vertreten.

Vorteile des studentischen Lebens werden vor allem im näheren Kennenlernen von Professoren und Kontakten zu Wissenschaftlern, sowie in der Möglichkeit, sich intensiv mit politischen Fragen zu beschäftigen, gesehen, und zwar von den Studierenden an Universitäten noch stärker als von den FH-Studenten.

Eher als Schattenseiten des studentischen Daseins gelten demgegenüber Trennung von der Berufswelt, Unsicherheit in der Lebenssituation und das Fehlen von Kontakten zu Gleichaltrigen außerhalb der Hochschule. In späterer Heirat und Familiengründung sehen nahezu gleich viele einen Vorteil wie einen Nachteil (jeweils rund ein Fünftel), dabei treten nur geringe Geschlechtsunterschiede auf. Hingegen betonen an den Universitäten Frauen eher als Männer den nachteiligen Charakter einer unsicheren Lebenssituation und der Trennung von der Berufswelt. Unter den Fächergruppen heben den Kontakt zu Professoren besonders die Studierenden der

Kulturwissenschaften und der Naturwissenschaften als positiven Aspekt des Studiums hervor, die Möglichkeit zur intensiven Beschäftigung mit politischen Fragen begrüßen besonders die Sozialwissenschaftler (an Uni und FH). Die Trennung von der Berufswelt bewerten Kultur- und Sozialwissenschaftler (an der Universität) sowie Jurastudenten häufig als negativ.

Unterschiedliche Belastungsprofile an beiden Hochschularten

Als **Belastungen im Studium** werden in erster Linie bevorstehende Prüfungen und die Leistungsanforderungen im Fachstudium empfunden. Andere Faktoren - Orientierungsprobleme und Anonymität an der Hochschule, Wohnprobleme, Finanzen und unsichere Berufsaussichten, sowie persönliche Probleme - belasten jeweils nur eine Minderheit der Studierenden stark. Die Situation als Student generell erleben sechs Prozent der Studierenden eindeutig als belastend, 40 Prozent als teilweise belastend.

Die Belastungsprofile der Studierenden an beiden Hochschularten unterscheiden sich in mancher Hinsicht: Orientierungsprobleme und Anonymität an der Hochschule machen den Uni-Studenten mehr zu schaffen; das gilt auch, analog zur Einschätzung der eigenen Arbeitsmarktchancen, für unsichere Berufsaussichten. Die Studierenden an Fachhochschulen fühlen sich dagegen durch die Leistungsanforderungen des Studiums und durch ihre finanzielle Lage stärker belastet.

Unsichere Berufsaussichten seltener, Wohnungsprobleme häufiger belastend

Die Belastung durch unsichere Berufsaussichten hat seit 1985 an beiden Hochschularten abgenommen, dagegen ist der Stellenwert von Wohnproblemen als Belastungsfaktor etwas größer geworden: 1987 fühlten sich dadurch acht Prozent, 1990 elf Prozent der Studierenden stark belastet.

Studentinnen werden durch eine Reihe von Aspekten stärker belastet als Studenten. Gravierend ist der Geschlechtsunterschied in der Beeinträchtigung durch unsichere Berufsaussichten, aber auch die finanzielle Lage und persönliche Probleme machen den Frauen stärker zu schaffen, an den Universitäten ebenfalls Anonymität, Orientierungsprobleme im Studium und Prüfungen. An den Fachhochschulen fühlen sich dagegen die Frauen durch Prüfungen weniger belastet als die Männer, durch die Leistungsanforderungen sogar erheblich weniger.

Große Fachunterschiede bestehen im Grad der Beeinträchtigung durch unsichere Berufsaussichten, sie verlaufen parallel zu den Einschätzungen der Beschäftigungschancen, d.h. am stärksten belastet sind die Studierenden der Kulturwissenschaften, Sozialwissenschaften (an Uni und FH) und Medizin, am wenigsten die zukünftigen Wirtschaftswissenschaftler und Ingenieure (an beiden Hochschularten).

Daß die meisten Studierenden sich durchaus **mit der Studentenrolle identifizieren**, klang bereits an. Als zusammenfassende Bewertung geben gut zwei Drittel an, sie seien sehr gern Student, nur drei Prozent sind gar nicht gern Student. Insbesondere an den Fachhochschulen identifizieren sich die Frauen noch stärker mit der Studentenrolle als die Männer.

6.2 Zur Stellung der Frauen an der Hochschule

Die Einschätzung, daß **Studentinnen** an der Hochschule **benachteiligt** würden, vertritt nur eine Minderheit der Studierenden. Daß von Frauen mehr Leistung verlangt werde, ihre Beiträge in Lehrveranstaltungen weniger ernst genommen würden, sie von den Hochschullehrern weniger gefördert würden, und daß generell die Hochschule eine Männerinstitution sei, an der Studentinnen sich nur schwer durchsetzen könnten - alle diese Aussagen werden von weniger als zehn Prozent der Studierenden eindeutig bejaht, weitere rund 15 bis 30 Prozent halten sie für teilweise zutreffend. Eine deutliche Mehrheit meint, daß es von der Person und nicht vom Geschlecht abhängt, wie man an der Hochschule zurechtkomme.

Diskriminierung von Frauen wird an den Universitäten eher wahrgenommen als an den Fachhochschulen, und an beiden Hochschularten von Frauen deutlich häufiger als von Männern. Unter den Fächergruppen sind es am ehesten die Studierenden der Medizin, der Sozialwissenschaften und Kulturwissenschaften, die von einer Benachteiligung der Frauen im Hinblick auf Leistungsanforderungen, Bewertung von Beiträgen in Lehrveranstaltungen und Förderung durch die Hochschullehrer ausgehen.

Steigende Unterstützung für mehr Frauen unter den Hochschullehrern

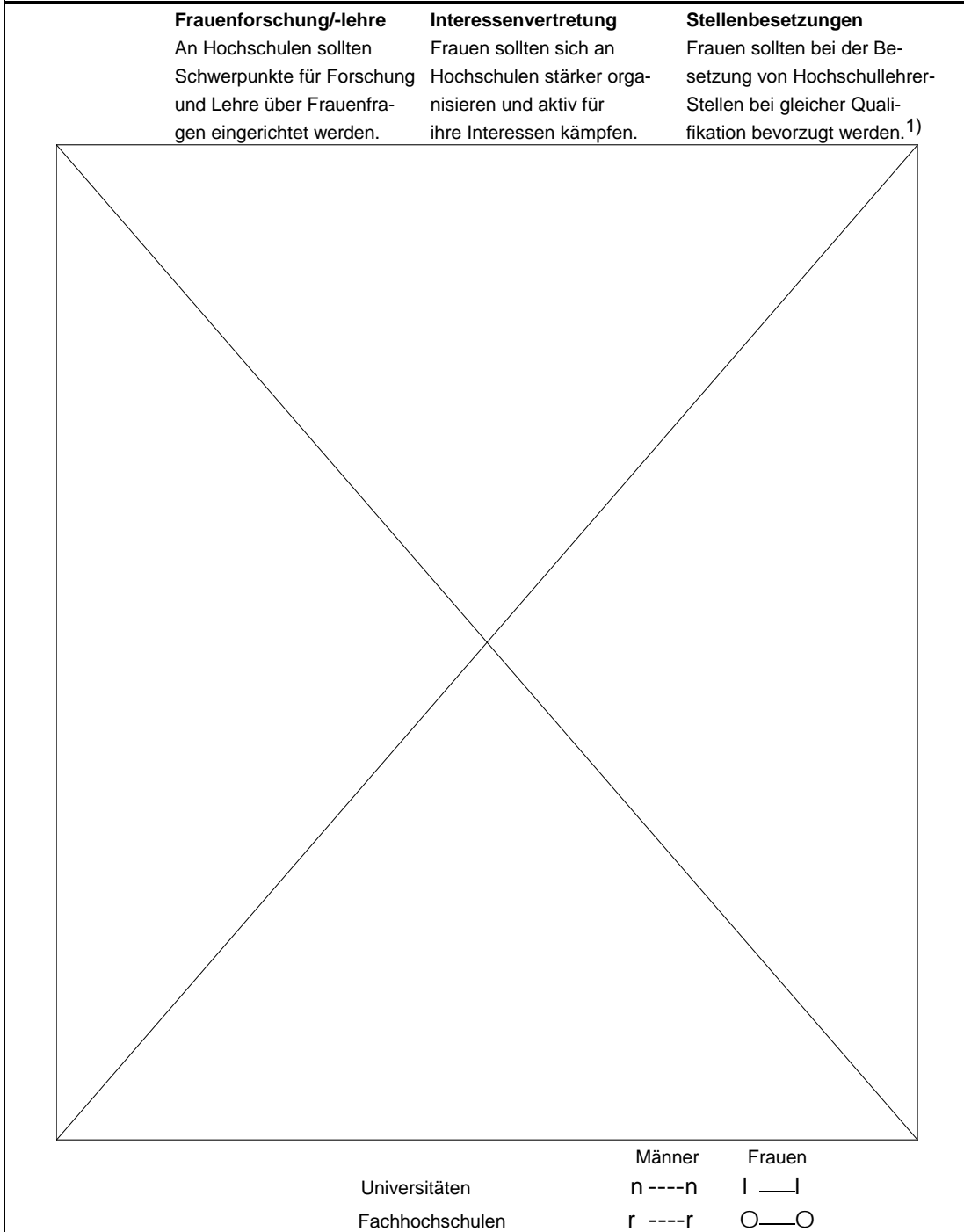
Den befragten Studentinnen und Studenten lagen weiterhin drei **Forderungen zum Thema Frau und Hochschule** vor. Dabei geht es um die Einrichtung spezieller Lehr- und Forschungsschwerpunkte über Frauenfragen, um die Maxime, Frauen sollten sich an den Hochschulen stärker organisieren und aktiv für ihre Interessen kämpfen, sowie um die Forderung, Frauen sollten, gleiche Qualifikation vorausgesetzt, bei der Besetzung von Hochschullehrerstellen bevorzugt werden, solange sie unter den Hochschullehrern eine Minderheit bilden.

Alle diese Forderungen erfahren an den Universitäten mehr Unterstützung als an den Fachhochschulen. Den höchsten Grad der Zustimmung erreicht die dritte Forderung: uneingeschränkt 38 Prozent an Universitäten, 31 Prozent an Fachhochschulen, tendenziell jeweils weitere 13 Prozent. Insbesondere an den Universitäten hat die Unterstützung für eine "ausgleichende Bevorzugung" von Frauen bei der Besetzung von Hochschullehrerstellen in den 80er Jahren deutlich zugenommen.

Abbildung 6.1

Forderung zur Verbesserung der Situation von Frauen an der Hochschule nach Hochschulart und Geschlecht

(Skala: -3 = lehne völlig ab bis +3 = stimme völlig zu; Kategorienzusammenfassung: +1 bis +3 = "Zustimmung"; Angaben in %)



1) Zusatz "bei gleicher Qualifikation" erst ab WS 84/85, was möglicherweise zum stärkeren Anstieg der Zustimmung zwischen dem WS 82/83 und WS 84/85 beigetragen hat.

Quelle: Konstanzer Projekt Studiensituation, WS 89/90, Fr. 72.

Erwartungsgemäß stimmen Studentinnen allen drei Forderungen zu wesentlich höheren Anteilen zu als Studenten. Die größten Unterschiede treten beim Item zur Besetzung von Hochschullehrerstellen auf, welches einen Interessengegensatz zwischen den Geschlechtern anspricht. Die Forderungen finden unter den Studierenden der Sozialwissenschaften (an Uni und FH) deutlich mehr Zustimmung als in den übrigen Fächergruppen; an zweiter Stelle, ebenfalls noch deutlich abgesetzt von den übrigen Fächergruppen, folgen die Kulturwissenschaftler.

6.3 Soziale Lage: Finanzierung, Erwerbstätigkeit und Wohnsituation

Im Hinblick auf die **Quellen der Studienfinanzierung** bestehen erhebliche Unterschiede zwischen den Hochschularten. Die Studierenden an Fachhochschulen geben zu einem erheblich geringeren Anteil an, ihr Studium hauptsächlich durch Unterstützung der Eltern zu finanzieren, sie greifen dafür häufiger auf Studiendarlehen nach BAföG und auf Einkünfte aus eigener Erwerbstätigkeit zurück.

Ein weiterer Unterschied betrifft die Verteilung der Erwerbsarbeit auf das Semester und die vorlesungsfreie Zeit: Arbeit im Semester nimmt für die Studienfinanzierung einen etwas breiteren Raum bei den Uni-Studenten ein, Arbeit in den Semesterferien bei den FH-Studenten. Dies ist im Zusammenhang mit der unterschiedlichen zeitlichen Belastung durch Lehrveranstaltungen zu sehen. Seit 1987 hat an beiden Hochschularten die Studienfinanzierung aus BAföG-Mitteln, wenn auch geringfügig, weiter abgenommen, die Finanzierung durch eigene Erwerbstätigkeit dagegen weiter zugenommen. Im WS 1989/90 finanzieren 21 Prozent der Studierenden an Universitäten, 24 Prozent an Fachhochschulen ihr Studium hauptsächlich durch eigene Arbeit, weitere je rund 60 Prozent tun dies teilweise.

Geschlechtsunterschiede in der Studienfinanzierung findet man insbesondere an den Fachhochschulen. Hier finanzieren sich die Studentinnen deutlich häufiger durch Unterstützung der Eltern und aus Einkommen des (Ehe-)Partners, seltener durch BAföG-Mittel oder eigene Arbeit. Diese Differenzen sind in Relation zur unterschiedlichen sozialen Herkunft zu sehen. Die Fächergruppen differieren vor allem im Anteil der Finanzierung durch Elternunterstützung: er ist bei den Sozialwissenschaftlern (an Uni und FH) besonders gering, gefolgt von den Kulturwissenschaftlern.

Der **Geldbetrag**, über den die Studierenden im Durchschnitt **monatlich verfügen**, hatte zwischen 1985 und 1987 nahezu stagniert. Zwischen 1987 und 1990 ist er dagegen merklich angestiegen: für die Uni-Studenten von 818 auf 877 DM, für die FH-Studenten von 738 auf 804 DM. Die Differenz zwischen den Hochschularten besteht mithin weiter. Je anders stellt sich die Relation zwischen Studenten und Studentinnen dar: An den Universitäten verfügen die Frauen über deutlich weniger, an den Fachhochschulen dagegen über etwas mehr Geld als die Männer. Unter den Fächergruppen haben die Sozialwissenschaftler an Universitäten mit durchschnittlich

979 DM den höchsten monatlichen Verfügungsbetrag, die Ingenieurstudenten müssen mit den geringsten Beträgen auskommen (Uni 789 DM, FH 760 DM).

Inwieweit kommen die Studierenden mit dem Geld aus? "Überhaupt nicht" antworten vier Prozent an Universitäten, sechs Prozent an Fachhochschulen. Weitere 26 Prozent (Uni) bzw. 36 Prozent (FH) schaffen es nur, indem sie sich stark einschränken (Tab. 74). Die Mehrheit aber kommt gut aus, an den Universitäten 70 Prozent, an den Fachhochschulen 57 Prozent. Daß diese Einschätzung nicht allein von der Höhe des verfügbaren Betrags, sondern ebenso sehr von der jeweiligen Situation (Alter, Familienstand, Kinder) und dem Lebensstil abhängt, das macht der Vergleich zwischen den Fächergruppen deutlich, sind es doch an den Universitäten die Sozialwissenschaftler, die Gruppe mit dem höchsten Verfügungsbetrag, die am häufigsten angeben, nur um den Preis starker Einschränkung auszukommen.

Negative Haltung gegenüber BAföG-Regelungen hat sich abgebaut

Zwei **Aspekte der BAföG-Regelung**, Teilerlaß des Darlehens für die Besten eines Examensjahrgangs und bei erfolgreichem Studienabschluß vor Ende der Förderungshöchstdauer, sind bei den Befragungen seit 1985 zur **Bewertung** vorgelegt worden. 1985 stießen beide Regelungen bei den Studierenden überwiegend auf Ablehnung. Seither ist die negative Einstellung kontinuierlich abgebaut worden. Zwar wird ein Teilerlaß des Darlehens für die Notenbesten auch 1990 noch an beiden Hochschularten häufiger zurückgewiesen als begrüßt; was Teilerlaß bei schnellem Studienabschluß angeht, so überwiegt an den Universitäten die Ablehnung nur noch geringfügig, an den Fachhochschulen haben sogar die Zustimmenden leicht die Oberhand gewonnen. Dieser Befund paßt zu der Tatsache, daß ein rascher Studienabschluß generell von den Studierenden in einem zunehmend günstigen Licht gesehen wird (vgl. Kapitel 3).

An der veränderten Bewertung der BAföG-Regelungen partizipieren alle Fächergruppen, so daß deren Relationen im wesentlichen erhalten geblieben sind. Auf Ablehnung stößt ein Teilerlaß des Darlehens als Prämie für gute Noten und/oder frühen Studienabschluß nach wie vor vor allem bei den Studierenden der Sozialwissenschaften (an Uni und FH) und der Kulturwissenschaften.

Wieder steigender Umfang der Erwerbstätigkeit, vor allem unter Studentinnen

Als Indikator für den **Umfang von Erwerbstätigkeit neben dem Studium** wird die im Durchschnitt dafür aufgewendete Wochenstundenzahl herangezogen (seit 1987 auch differenziert zwischen Hilfskraft-/Tutorentätigkeit und sonstiger Erwerbsarbeit). Zwischen 1983 und 1987 hatte der Umfang der Erwerbstätigkeit abgenommen, und zwar bei den Studierenden an Fachhochschulen stärker als an Universitäten, bei den Männern stärker als bei den Frauen. Dieser Trend hat sich nun umgekehrt,

wobei die Zunahme an den Fachhochschulen größer ist als an den Universitäten. Die Trendumkehr paßt zu dem veränderten Profil der Studienfinanzierung.

Bemerkenswert ist, daß die Studentinnen, mit einer deutlich höheren Zunahme, die männlichen Kommilitonen im Umfang der Erwerbstätigkeit überholt haben. Unter den Fächergruppen wenden die Sozialwissenschaftler an Universitäten durchschnittlich am meisten Zeit für Erwerbsarbeit auf, gefolgt von den Kulturwissenschaftlern. Wenn es um Tätigkeit als Hilfskraft oder Tutor/in geht, liegen andere Gruppen vorn, nämlich die Naturwissenschaftler und Ingenieurwissenschaftler (an Universitäten).

Geringer Bezug der Erwerbsarbeit zum Studium

Die erwerbstätigen Studenten und Studentinnen berichten mehrheitlich, daß ihre **Erwerbsarbeit** keinen engen **Bezug zum Studium** habe; das gilt, wenn auch in etwas abgeschwächtem Maße, auch für die FH-Studenten. Von den übrigen Fächergruppen heben sich in diesem Punkt die Mediziner ab; die Erwerbstätigen unter ihnen berichten zu 70 Prozent einen engen Bezug zwischen Arbeit und Studium. Gegenpol sind die Jurastudenten mit lediglich 20 Prozent.

Großes Interesse an Hilfskraftstellen und Tutorentätigkeit

Die Studierenden an Universitäten waren oder sind zu 16 Prozent als **studentische Hilfskraft**, zu neun Prozent als **Tutor/in** beschäftigt; an den Fachhochschulen sind die Anteile knapp halb so groß. 39 Prozent der Uni-Studenten, 26 Prozent an den Fachhochschulen würden gerne eine Hilfskrafttätigkeit übernehmen, das Interesse an Tutorenstellen ist beinahe ebenso groß. Die Naturwissenschaften weisen die höchsten Anteile von Studierenden auf, die studentische Hilfskraft oder Tutor/in sind oder waren; im Hinblick auf Tutorentätigkeit kommen ihnen die Sozialwissenschaften (an Universitäten) am nächsten. Die geringsten Quoten weisen neben den FH-Fächerbereichen (in denen auch das Interesse an solchen Stellen deutlich weniger verbreitet ist) die Rechts- und die Wirtschaftswissenschaften auf. Die Diskrepanz zwischen Interesse und Ausübung ist bei den Juristen am größten, d.h. diese Studierenden haben statistisch gesehen die geringste Chance, ihren Wunsch insbesondere nach Hilfskraftstellen zu realisieren.

Wohnwünsche und Wohnrealität liegen unverändert weit auseinander

Zwischen der **gegenwärtigen** und der **gewünschten Wohnform** bestehen bei den Studierenden unverändert große Divergenzen. 31 Prozent der Uni-Studenten und sogar 39 Prozent der FH-Studenten wohnen bei Eltern oder Verwandten, je ein Fünftel wohnt mit Partner/in in einer Wohnung, 21 Prozent (Uni) bzw. 15 Prozent (FH) haben eine Wohnung für sich allein. Kleiner sind die Anteile derer, die in Wohnge-

meinschaften, Studentenwohnheimen oder in einem Zimmer zur Untermiete wohnen. Ginge es allein nach den Wünschen der Studierenden, so würde nur rund jeder Zehnte bei Eltern oder Verwandten wohnen, jeweils rund 35 Prozent dagegen eine Wohnung allein oder mit Partner/in nutzen. Studentenwohnheime wären dann weniger gefragt, während bei Wohngemeinschaften der Wunsch-Anteil etwa dem tatsächlichen entspricht.

Tendenz zum "Single"-Dasein unter Studierenden

Interessant sind zwei gegenläufige Trends: Die Quote derer, die allein in einer Wohnung wohnen, und ebenso die Attraktivität dieser Wohnform haben seit 1983 zugenommen; parallel dazu hat sich der Anteil derer, die mit Partner/in eine Wohnung nutzen, und stärker noch der Wunsch nach dieser Wohnform reduziert - letzteres insbesondere bei den Studierenden an Fachhochschulen.

In der Verteilung auf die Wohnformen bestehen zwischen Studentinnen und Studenten erhebliche Differenzen. Die Männer wohnen deutlich häufiger bei Eltern oder Verwandten (insbesondere die FH-Studenten), seltener teilen sie eine Wohnung mit der Partnerin oder wohnen in einer Wohngemeinschaft. Geschlechtsunterschiede in den Wohnwünschen laufen zwar den tatsächlichen Differenzen in der Tendenz parallel, da sie aber deutlich schwächer ausgeprägt sind, kann man sagen, daß Wohnrealität und Wunsch bei den Männern stärker auseinanderklaffen als bei den Frauen, insbesondere unter den Studierenden an Fachhochschulen. Hierfür sind zu einem Gutteil Herkunftsunterschiede maßgeblich.

Bewertung der Wohnsituation tendenziell etwas verschlechtert

Die Studierenden **beurteilen** ihre **Wohnsituation**, was das persönliche Wohlbefinden und die Möglichkeit zu konzentriertem Lernen und Studieren angeht, überwiegend positiv; nur etwa jeder Fünfte bezeichnet seine Situation unter diesen Aspekten als eher ungünstig oder sogar sehr ungünstig. Insgesamt weniger positiv, aber immer noch mehrheitlich günstig, werden die Wohnkosten und die Nähe bzw. Erreichbarkeit der Hochschule eingeschätzt. In der Bewertung der Kontaktmöglichkeiten zu anderen Studierenden überwiegen dagegen die negativen Urteile.

Die Bewertung der eigenen Wohnsituation hat sich zwischen 1987 und 1989 tendenziell etwas verschlechtert. Studentinnen beider Hochschularten beurteilen ihre Wohnsituation unter dem Gesichtspunkt des Kontakts zu Kommilitonen/Kommilitoninnen günstiger als die männlichen Studierenden. Fachunterschiede treten nur in geringem Ausmaß auf. Relativ am positivsten schätzen die Studierenden der Rechtswissenschaften ihre Situation ein, relativ am negativsten die Studierenden des Sozialwesens an Fachhochschulen.

7 Orientierungen gegenüber Hochschule und Hochschulabsolventen

Neben Daten zur persönlichen Studiensituation und dem Studierverhalten sind bei den Befragungen seit 1983 stets auch generelle Vorstellungen und Urteile der Studierenden über Hochschule und Hochschulabsolventen erhoben worden. Gegenstand dieses Kapitels sind Orientierungen gegenüber Aufgaben der Hochschule in Lehre und Forschung, sowie Konzepten der Hochschulentwicklung; weiterhin Urteile über Qualifikationen und Kompetenzen, soziale Verantwortung und die soziale Stellung von Hochschulabsolventen.

Da zu einem Teil dieser Themen sowohl Wahrnehmungen (Vorstellungen über den Ist-Zustand) als auch normative Urteile (Standards oder Sollvorstellungen) erfaßt werden, ist es möglich, abzuschätzen, inwieweit die Studierenden etwa die Gewichtung verschiedener Bildungs- und Forschungsaufgaben durch die Hochschule oder Statusvorteile von Hochschulabsolventen, so wie sie sie wahrnehmen, billigen oder im Gegenteil kritisieren.

7.1 Aufgaben der Hochschule und Hochschulentwicklung

Die Aufgaben der Hochschule können differenziert werden in solche der Bildung und Ausbildung, sowie solche der Forschung. "Produkt" der Hochschule sind im ersten Fall an Personen gebundene Kenntnisse und Fähigkeiten, Denkstile und Habitus, aber auch Diplome und Zertifikate; unter dem zweiten Gesichtspunkt produziert die Hochschule wissenschaftliche Erkenntnisse, d.h. einen spezifischen Typus von Wissen, der in der modernen Gesellschaft besondere Dignität genießt.

Fachliche Kenntnisse und Fähigkeiten stehen im Mittelpunkt

Welchen Aufgaben widmet sich das Hochschulwesen, aus der Sicht der Studierenden, vorrangig? Einen zentralen Stellenwert hat im Bereich von Bildung und Ausbildung nach Meinung einer Mehrheit die Vermittlung fachlicher Kenntnisse und Fähigkeiten. Im Urteil der Unistudenten folgt danach die Vermittlung der Methoden wissenschaftlichen Arbeitens, im Urteil der FH-Studenten die solide Ausbildung für einen Beruf. In dieser Erfahrung der Studierenden schlägt sich die unterschiedliche Ausrichtung der beiden Hochschularten nieder.

Weiterbildung für alle Interessierten, Förderung persönlicher Bildung und verantwortlichen Handelns in der Gesellschaft gelten dagegen nur einer Minderheit der Studierenden als Aufgaben, denen die Hochschulen großes Gewicht beimißt. Vor allem die Wahrnehmung der Studierenden, daß an den Hochschulen auf persönliche Bildung und verantwortliches Handeln nur geringes Gewicht gelegt wird, verweist auf Defizite in Studium und Lehre, die beachtenswert erscheinen.

Forschung erscheint überwiegend technologisch ausgerichtet

Was die Ausrichtung der Forschung angeht, so liegt aus der Sicht der Studierenden das größte Gewicht auf der Beförderung technischen Fortschritts. Grundlagenforschung gilt schon deutlich weniger Studierenden als eine von der Hochschule ins Zentrum gestellte Aufgabe. Erst recht peripher erscheinen Forschung, die zum sozialen Fortschritt beiträgt, sowie Bewahrung und Weitergabe der Kultur. Die Studierenden an Fachhochschulen schreiben, entsprechend der stärkeren Ausrichtung dieser Hochschulen auf die Ausbildung, sämtlichen Aufgaben im Bereich der Forschung einen geringeren Stellenwert de facto zu als die Universitätsstudenten.

Studentinnen halten an beiden Hochschularten die solide Ausbildung für einen Beruf für weniger zentral, die Bewahrung und Weitergabe der Kultur dagegen für eher wichtig im Aufgabenspektrum des Hochschulwesens. An den Fachhochschulen messen die Studentinnen weiterhin der Vermittlung von Methoden des wissenschaftlichen Arbeitens und der auf technischen Fortschritt ausgerichteten Forschung einen geringeren, der Ausbildung zu verantwortlichem Handeln dagegen einen höheren Stellenwert bei als ihre männlichen Kommilitonen.

Diese Geschlechtsunterschiede sind zum Teil auf die unterschiedliche Repräsentation von Männern und Frauen in den Fächergruppen zurückzuführen, denn die Studierenden der verschiedenen Fächergruppen perceive die Aufgabendefinition des Hochschulwesens bis zu einem gewissen Grad aus dem Blickwinkel des eigenen Fachkontextes. So schreiben der Berufsvorbereitung die Studierenden der Wirtschafts- und der Ingenieurwissenschaften an Fachhochschulen den größten, die Kultur- und Sozialwissenschaftler/innen (an Unis) den geringsten Stellenwert zu. Auf die Förderung persönlicher Bildung und Allgemeinbildung legt die Hochschule nach Einschätzung der Studierenden der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften an Fachhochschulen mehr Wert als nach Einschätzung der übrigen Fächergruppen, insbesondere der Mediziner und Naturwissenschaftler. Die Studierenden der Sozialpädagogik meinen auch weitaus häufiger als andere Fächergruppen, daß die Hochschule bemüht sei, verantwortliches Handeln in der Gesellschaft zu fördern.

Was die Forschungsfunktionen der Hochschule angeht, so betonen die Studierenden der Medizin, Naturwissenschaften und Ingenieurwissenschaften (an Uni/TU) die Ausrichtung auf technischen Fortschritt; aus der Sicht der Naturwissenschaftler hat auch Grundlagenforschung als Selbstzweck einen hohen Stellenwert an der Hochschule. Jurastudenten und -studentinnen sowie Studierende des Sozialwesens meinen am ehesten, daß Forschung, die zum sozialen Fortschritt beiträgt, einiges Gewicht habe. Bewahrung und Weitergabe der Kultur spielt im Aufgabenspektrum der Hochschule nach Meinung der Kulturwissenschaftler eine relativ wichtige Rolle, wogegen die Studierenden der Ingenieurwissenschaften (an Uni und FH) diesen Aspekt als de facto unbedeutend einstufen.

Hoher Stellenwert der Fachausbildung wird bestätigt

Unter dem **normativen Blickwinkel**, d.h. in Beantwortung der **Frage, welchen Stellenwert die Hochschule den verschiedenen Aufgaben beimessen sollte**, erreicht, ebenso wie bei der Einschätzung der de facto-Gewichtung, die Vermittlung fachlicher Kenntnisse und Fähigkeiten den ersten Platz in der aggregierten Rangreihe. Rund drei Viertel der Studierenden urteilen, daß die Hochschule dieser Komponente ihres Bildungsauftrags großes Gewicht einräumen sollte (bzw. dies zu Recht tut), kaum jemand schätzt diese Aufgabe als unwichtig ein. Demnach besteht für die Studierenden in diesem zentralen Bereich universitärer Aufgaben eine weitgehende Übereinstimmung zwischen der erwarteten und der erbrachten Leistung der Hochschule.

Für sämtliche übrigen Aufgaben im Bereich der Bildung und Ausbildung fordern dagegen wesentlich mehr Studierende einen hohen Stellenwert ein, als einen solchen für tatsächlich gegeben halten. Das heißt, daß ein großer Teil der Studentenschaft der Hochschulausbildung ein breites Aufgabenspektrum zuweisen möchte, in dem auch außer- und überfachliche Bildungsziele angemessen berücksichtigt sind, als Kontrast zu der nach Einschätzung der meisten gegebenen einseitigen Konzentration auf die Vermittlung von Wissen und Fähigkeiten, ergänzt allenfalls durch die Einarbeitung in wissenschaftliche Methoden und solide Ausbildung für einen Beruf.

Mehr an verantwortlichem Handeln und Allgemeinbildung verlangt

Der größte "Nachholbedarf" besteht, folgt man den Urteilen der Studierenden, beim überfachlichen Aspekt verantwortlichen Handelns in der Gesellschaft, meinen doch lediglich acht Prozent der Studierenden an Universitäten, 14 Prozent an Fachhochschulen, die Hochschule messe diesem Bildungsziel tatsächlich große Bedeutung bei, während 63 Prozent (Uni) bzw. 58 Prozent (FH) dafür einen hohen Stellenwert einfordern. Die Soll-Anteile übersteigen die Ist-Quoten mithin um 55 (Uni) bzw. 44 Prozentpunkte (FH). Ähnlich hoch fallen die Anteilsdifferenzen zwischen Soll und Ist bei den Urteilen zur Förderung persönlicher Bildung und Allgemeinbildung aus, und auch in der Gewichtung einer soliden Ausbildung für einen Beruf klaffen Ist und Soll bei den Studierenden an Universitäten um 43, an Fachhochschulen immerhin noch um 30 Prozentpunkte auseinander.

Stabiles Bild vom Aufgabenspektrum der Hochschule

Bei den Soll-Vorstellungen fallen die Differenzen zwischen Universitäten und Fachhochschulen erheblich kleiner aus als bei den Ist-Vorstellungen; in der Richtung parallelisieren sie diese zum Teil, denn die Studierenden an Fachhochschulen sprechen auch normativ der soliden Berufsausbildung einen etwas höheren, der Vermittlung wissenschaftlicher Methoden einen etwas geringeren Stellenwert zu als die Unistudenten. Ebenso wie die kognitiven Einschätzungen hat sich auch die Vertei-

lung der normativen Urteile seit 1985, als diese Fragen zum ersten Mal gestellt wurden, kaum verändert. Unter den Studierenden tradiert sich offenbar ein recht stabiles Bild vom Aufgabenspektrum der Hochschule, das durchaus als idealistisch in seinen Ansprüchen zu bezeichnen ist.

Während die Studentenschaft im Bereich von Bildung und Ausbildung für sämtliche thematisierten Bildungsziele einen Bedeutungszuwachs fordert - freilich von Aspekt zu Aspekt in ganz unterschiedlichem Maße, woraus sich für die geforderte Gewichtsverteilung erhebliche Verschiebungen gegenüber dem wahrgenommenen Relevanzprofil ergeben - trifft dieses Muster, wenn es um Urteile zur Ausrichtung der Forschung geht, nur an den Fachhochschulen zu. Die normativen Urteile der Studierenden an Universitäten laufen dagegen im Aggregat darauf hinaus, Forschungen, die zum technischen Fortschritt beitragen, und ebenfalls der Grundlagenforschung als Selbstzweck, einen geringeren Stellenwert zuzuweisen, als sie derzeit besitzen. Ein großer Nachholbedarf ergibt sich dagegen, wenn man die Wahrnehmungen und die Sollvorstellungen der Studierenden zur Ausrichtung der Forschung einander gegenüberstellt, für Forschung, die zum sozialen Fortschritt beiträgt. 59 Prozent der Universitätsstudenten, 42 Prozent der FH-Studenten fordern hierfür einen hohen Stellenwert, nur elf Prozent (Uni) bzw. acht Prozent (FH) meinen, daß die Hochschule darauf tatsächlich großen Wert legt.

Ähnliche Vorstellungen zur Forschung an Universitäten und Fachhochschulen

Studierende an Universitäten und an Fachhochschulen unterscheiden sich in ihren Sollvorstellungen, was die Ausrichtung der Forschung angeht, weniger voneinander als in der Einschätzung des Ist-Zustandes. Auf Forschung, die zum technischen Fortschritt beiträgt, wird an beiden Hochschularten gleich viel Wert gelegt, den übrigen Aspekten messen die Studierenden an Fachhochschulen etwas weniger Gewicht bei als an Universitäten.

Unterschiede zwischen den normativen Urteilen von Studentinnen und Studenten parallelisieren nur zum Teil Differenzen in der Wahrnehmung des Aufgabenspektrums der Hochschule. Die Frauen heben an beiden Hochschularten als Funktionen der Lehre solide Berufsausbildung, Weiterbildung für alle Interessenten, persönliche Bildung und Förderung verantwortlichen sozialen Handelns etwas stärker hervor, ebenso Bewahrung und Weitergabe der Kultur, votieren dagegen eher für einen geringeren Stellenwert der auf technischen Fortschritt ausgerichteten Forschung, insbesondere an den Fachhochschulen. Hier reklamieren die Studentinnen zudem für Grundlagenforschung und für Forschung, die zum sozialen Fortschritt beiträgt, häufiger große Bedeutung als die männlichen Kommilitonen.

Zwischen den Fächergruppen bestehen in den normativen Urteilen zum Aufgabenspektrum der Hochschule ebenfalls deutlich weniger Unterschiede als in den Einschätzungen des Ist-Zustandes. Auch unter dem normativen Blickwinkel folgen die fachspezifischen Schwerpunktsetzungen weitgehend erwartbaren Bahnen. So beto-

nen im Bereich der Bildung und Ausbildung die Medizinstudenten am stärksten die solide Berufsausbildung, die Studierenden des Sozialwesens Weiterbildung für die Allgemeinheit und die Förderung zu verantwortlichem gesellschaftlichen Handeln. Die Studierenden in diesem Fächerbereich votieren auch, zusammen mit den Sozialwissenschaftlern an Universitäten, am häufigsten für eine Ausrichtung der Forschung auf sozialen Fortschritt, weniger auf technischem Fortschritt. Bewahrung und Weitergabe der Kultur wird von den Studierenden der Sprach- und Kulturwissenschaften am meisten betont, Grundlagenforschung von den Studierenden der Naturwissenschaften.

Steigerung der Lehrqualität und Studienreformen besonders wichtig

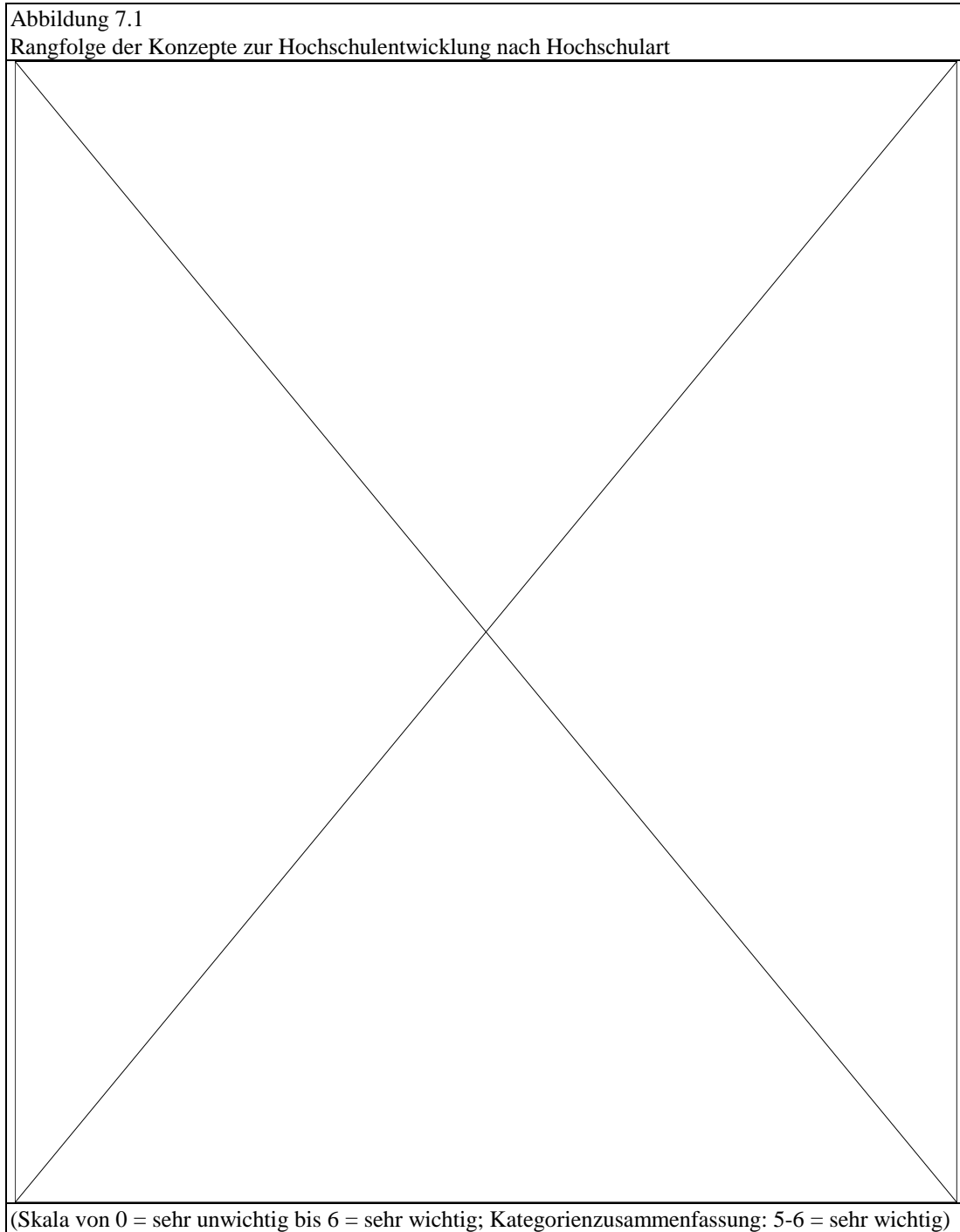
Gefragt, **in welchen Bereichen die Hochschulen vor allem weiterentwickelt werden sollten**, bezeichnet jeweils eine Mehrheit der Studierenden die Steigerung der Lehrqualität und ein besseres Lehrangebot, inhaltliche Studienreform und Entrümpelung von Studiengängen, sowie eine Erweiterung der Studienkapazitäten als sehr wichtig. An den Universitäten werden auch hochschuldidaktische Reformen und Innovationen mehrheitlich als zentral wichtig eingestuft, an den Fachhochschulen gilt dies, ebenso wie die Verbesserung des Lehrangebots, als relativ weniger dringlich. Die Beteiligung von Studierenden an der Lehrplangestaltung hält immerhin noch annähernd die Hälfte der Studentenschaft für sehr wichtig, die Abschaffung von Zulassungsbeschränkungen und verstärkte Förderung besonders begabter Studenten und Studentinnen dagegen jeweils nur rund ein Viertel. Andere Reformkonzepte, wie die Herausbildung besonderer Schwerpunkte in Lehre und Forschung an den einzelnen Hochschulen, Anhebung des Leistungsniveaus und der Prüfungsanforderungen, strengere Auswahl bei der Zulassung zu einem Studium oder stärkerer Wettbewerb unter den Hochschulen finden bei den Studierenden noch deutlich weniger Unterstützung.

Mehr Studierende für Erweiterung der Ausbildungskapazitäten und für hochschuldidaktische Innovationen

Die Stellungnahmen zu den am ehesten befürworteten Entwicklungskonzepten haben zum Teil in den 80er Jahren kräftigen Trends unterlegen. Deutlich zugenommen hat die Unterstützung für inhaltliche Studienreformen/Entrümpelung, hochschuldidaktische Innovationen und Erweiterung der Ausbildungskapazitäten; die Abschaffung von Zulassungsbeschränkungen hat dagegen Anhänger verloren. Die stärksten Veränderungen sind zwischen 1987 und 1990 eingetreten. In diesen Veränderungen können Reaktionen der Studierenden auf die zunehmenden Studentenzahlen und die damit einhergehenden Beeinträchtigungen im Studium und in den Lehrveranstaltungen (Stichwort Überfüllung) gesehen werden.

Studentinnen legen an Universitäten und Fachhochschulen größeren Wert auf bessere Lehrqualität, Beteiligung von Studierenden an der Lehrplangestaltung und die

Abschaffung von Zulassungsbeschränkungen als männliche Studenten. Stärkerem Wettbewerb unter den Hochschulen stehen die Studentinnen dagegen skeptischer gegenüber.



Quelle: Konstanzer Projekt Studiensituation, WS 89/90, Fr. 86.

Unterschiedliche Prioritätensetzung in den Fächergruppen

In den unterschiedlichen Voten der Fächergruppen spiegeln sich in nachvollziehbarer Weise spezifische Studiererfahrungen und Interessen wider. So legen die Studierenden der Sozialwissenschaften an Universitäten auf ein besseres Lehrangebot und die Beteiligung von Studenten an der Lehrplangestaltung großen Wert, stehen dagegen, entsprechend ihrer vorherrschend egalitären Haltung, der Förderung besonders begabter Studenten und der Errichtung von Privathochschulen besonders skeptisch gegenüber. Die Studierenden des Sozialwesens an Fachhochschulen urteilen ähnlich, schreiben daneben auch der Abschaffung von Zulassungsbeschränkungen sowie der Integration von Studiengängen im Rahmen von Gesamthochschulen besonders viel Bedeutung zu und lehnen eine strengere Auswahl bei der Studienzulassung sowie mehr Wettbewerb unter den Hochschulen prononciert ab.

In gewisser Beziehung entgegengesetzt ist die Prioritätensetzung der Juristen: Sie befürworten, ebenso wie die Mediziner und Wirtschaftsstudenten (an Universitäten) in erhöhtem Maße eine strengere Auswahl bei der Zulassung, stehen demgegenüber studentischer Beteiligung an der Lehrplangestaltung und der Integration von Studiengängen in Gesamthochschulen besonders reserviert gegenüber. Die Studierenden der Medizin, die sich im WS 1989/90 mit am meisten Sorgen um ihre Beschäftigungschancen nach Studienabschluß machen (vgl. Abschnitt 8.3), treten in geringem Maße als die übrigen Fächergruppen für Erweiterung der Ausbildungskapazitäten und Abschaffung von Zulassungsbeschränkungen ein, befürworten dagegen, wie bereits erwähnt, am ehesten eine strengere Auswahl bei der Studienzulassung; die Studierenden der Medizin sind es auch, die am stärksten die Dringlichkeit inhaltlicher und hochschuldidaktischer Reformen betonen und, zusammen mit den Sozialwissenschaftlern an Universitäten, eine Steigerung der Lehrqualität fordern. Für verstärkte Förderung besonders begabter Studenten treten am ehesten die Studierenden der Wirtschaftswissenschaften an Fachhochschulen ein, im Einklang mit ihrer generell wenig egalitären Orientierung (vgl. Abschnitt 10.2).

7.2 Allgemeine Kompetenzen und soziale Stellung von Hochschulabsolventen

Rund drei Viertel der Studierenden an Universitäten und Fachhochschulen vertreten die Ansicht, **daß Hochschulabsolventen im Vergleich zu Leuten ohne Studium aufgrund ihrer Ausbildung eine besondere Verantwortung gegenüber der Allgemeinheit haben**; die meisten Befürworter setzen das Ausmaß eines solchen Surplus allerdings eher gering an. Studentinnen schreiben an Universitäten und insbesondere an Fachhochschulen den Hochschulabsolventen weniger häufig eine besondere soziale Verantwortung zu. Unter den Fächergruppen postulieren die Studierenden der Sozialwissenschaften (an Uni und insbesondere FH) am wenigsten, die Studierenden der Natur- und der Ingenieurwissenschaften (an Uni/TU) am häufigsten eine besondere Verantwortung der Hochschulabsolventen.

Hohe allgemeine Qualifikationserwartungen an Hochschulabsolventen

Inwieweit sind **Hochschulabsolventen** aus der Sicht der Studierenden **durch ihre Ausbildung für bestimmte Aufgaben besser vorbereitet als Leute ohne Studium**? Die mit dieser Frage vorgegebenen sechs Aspekte lassen sich gliedern in professionelle Qualifikationen und intellektuelle Kompetenzen. Was den letzteren Bereich angeht, so vertreten 71 Prozent der Studierenden an Universitäten, rund zwei Drittel an Fachhochschulen die Auffassung, Hochschulabsolventen seien besser oder sogar viel besser darauf vorbereitet, gesellschaftliche Ziele und Aufgaben zu formulieren. Daß Personen mit abgeschlossenem Studium politische Ereignisse und Verhältnisse besser kritisch beurteilen könnten und daß sie besser gerüstet seien, die Bevölkerung über soziale und politische Entwicklungen aufzuklären, meinen an den Universitäten rund 60 Prozent, an den Fachhochschulen rund die Hälfte der Studierenden. Im Bereich der professionellen Qualifikation halten je nach Hochschulart zwischen 71 und 79 Prozent der Studierenden Hochschulabsolventen für besser vorbereitet, neue Ideen zu entwickeln oder Pläne zu entwerfen, sowie Führungspositionen in Politik, Verwaltung und Wirtschaft innezuhaben. Insgesamt schreiben die Studierenden den Hochschulabsolventen überwiegend bessere professionelle Qualifikationen ebenso wie intellektuelle Kompetenzen zu, was sie daher für gesellschaftliche Führungspositionen eher prädestiniert.

Einzig, wenn es darum geht, unvorhergesehene und schwierige Situationen im Beruf zu meistern, fallen die Anteile derer, die den Akademikern einen Vorsprung zubilligen, deutlich niedriger aus (Uni 24 Prozent, FH 35 Prozent). Dies ist auch die einzige Aufgabe, für die einer nennenswerten Zahl von Studierenden (Uni zwölf Prozent, FH sieben Prozent) die Hochschulabsolventen sogar weniger gut gerüstet erscheinen als Leute ohne Studium.

Insgesamt aber läßt ein großer Teil der Studentenschaft ein ausgeprägtes Qualifikationsbewußtsein erkennen und leitet daraus tendenziell auch Ansprüche auf Führungspositionen ab. Entsprechend der etwas unterschiedlichen Einschätzung der hochschulischen Aufgabenschwerpunkte (vgl. Abschnitt 7.1) attestieren die Studierenden an Fachhochschulen den Absolventen in erhöhtem Maße überlegene professionelle Qualifikation, die Unistudenten in erhöhtem Maße überlegene intellektuelle Kompetenzen.

Dieser Unterschied zwischen den Hochschularten besteht allerdings im wesentlichen nur innerhalb der männlichen Teilpopulation. Die Studentinnen an Universitäten billigen Akademikern im Hinblick auf sämtliche thematisierten Aufgaben nicht in gleichem Maße einen Vorsprung zu wie die männlichen Studenten. Die Studentinnen an Fachhochschulen hingegen heben sich zwar in der Beurteilung der professionellen Qualifikation von Hochschulabsolventen in gleicher Weise von ihren männlichen Kommilitonen ab, vermuten jedoch überlegene intellektuelle Kompetenzen im Gegenteil häufiger bei den Absolventen als die Männer, und gleichen in ihrem Antwortprofil so den Studentinnen an Universitäten.

Studierende der Sozialwissenschaften (an FH und Uni), sowie der Kulturwissenschaften legen, was die professionelle Qualifikation der Hochschulabsolventen angeht, relativ am meisten Skepsis an den Tag, im Hinblick auf bestimmte Aufgaben (neue Ideen entwickeln bzw. unvorhergesehene Situationen im Beruf meistern) schließen sich ihnen die Juristen und die Mediziner an. Die relativ positivsten Urteile zur professionellen Qualifikation geben die Studierenden der Wirtschafts- und der Ingenieurwissenschaften (an der Uni und insbesondere FH) ab. Intellektuelle Kompetenzen der Hochschulabsolventen beurteilen dagegen gerade die Ingenieurstudenten eher zurückhaltend, ebenso die Studierenden der Naturwissenschaften. Ein Vorsprung der Akademiker wird am häufigsten von den Jurastudentinnen und -studenten reklamiert, in Teilaspekten (kritische Beurteilung politischer Verhältnisse und Aufklärungsfunktion) auch von den Studierenden der Kulturwissenschaften, Wirtschaftswissenschaften (Uni) und Sozialwissenschaften (an Uni und FH).

Vorteile im Einkommen und Ansehen für Hochschulabsolventen

Daß **Hochschulabsolventen** in der Bundesrepublik, **verglichen mit Leuten ohne Studium, im allgemeinen ein höheres Einkommen und höheres Ansehen haben**, diese Einschätzungen vertreten um die 90 Prozent der Studierenden (Tab. 86). Ein Surplus der Hochschulabsolventen an **politischem Einfluß** wird zwar etwas seltener, aber ebenfalls noch von einer deutlichen Mehrheit angenommen.

Daß derartige Statusvorteile für Akademiker **gerechtfertigt** seien, verneinen hingegen, in bezug auf soziales Ansehen und politischen Einfluß, rund zwei Drittel der Studierenden. Das bedeutet, daß in diesen Schichtungsdimensionen, insbesondere beim Sozialprestige, die wahrgenommenen oder angenommenen Privilegien von Akademikern hochgradige Legitimitätsdefizite aufweisen.

Ein "Standesbewußtsein" kann demnach den Studierenden nicht unterstellt werden; allerdings besitzen sie ein "funktionales Qualifikationsbewußtsein", für das sie durchaus materielle Gratifikationen beanspruchen. Denn ein Einkommenssurplus der Hochschulabsolventen rechtfertigen annähernd gleich viele Studierende, wie es als gegeben annehmen, und annähernd in gleichem Maßstab, so daß hier der wahrgenommene Zustand im aggregierten Urteil der Studierenden weitgehend gerechtfertigt erscheint.

Studierende an Fachhochschulen konstatieren in geringerem Maße als Unistudenten Ansehens- und Einflußprivilegien der Hochschulabsolventen, rechtfertigen die letzteren auch weniger, Einkommensvorteile dagegen in höherem Maße.

Stärkere Rechtfertigung der Vorteile von Hochschulabsolventen

Zwischen 1983 und 1990 hatten sich die Verteilungen der kognitiven Einschätzungen nur wenig verändert, die Rechtfertigung von Privilegien der Hochschulabsol-

venten aber hat zugenommen, und zwar an den Universitäten wesentlich stärker als an den Fachhochschulen, und im Hinblick auf Einkommen mehr als in bezug auf Prestige und politischen Einfluß. Dieser Trend hat dazu geführt, daß das zuvor auch in der Dimension des Einkommens gegebene Legitimitätsdefizit weitgehend abgebaut worden ist, die Defizite beim Ansehen und Einfluß sind gemildert worden, auch wenn sie nach wie vor beträchtlich sind. Freilich darf man nicht vergessen, daß hier gleichsam nur von "Binnenlegitimation" die Rede ist, nicht von gesamtgesellschaftlicher Legitimation, denn es geht ja um die Urteile von Studentinnen und Studenten über soziale Privilegien jener sozialen Kategorie, der sie in Zukunft selbst angehören werden.

Studentinnen an beiden Hochschularten rechtfertigen Statusvorteile von Akademikern in allen drei Dimensionen der sozialen Ungleichheit zu deutlich geringeren Anteilen als ihre männlichen Kommilitonen; dies entspricht der generell eher egalitären Haltung der Frauen (vgl. Abschnitt 10.2). Was die Wahrnehmung angeht, so schreiben die Studentinnen an Universitäten den Hochschulabsolventen seltener Einkommens- und Einflußvorteile zu, an Fachhochschulen seltener Einkommensvorteile, häufiger dagegen ein Ansehenssurplus, als die männlichen Studenten.

Vor allem Studierende der Wirtschaftswissenschaften sind für Statusvorteile

Unter den Fächergruppen rechtfertigen die Studierenden der Wirtschaftswissenschaften an Universitäten und Fachhochschulen Statusvorteile von Hochschulabsolventen in allen drei Dimensionen überdurchschnittlich häufig. Ein Einkommensvorteil wird auch von den Ingenieurstudenten (an Uni und FH), höheres Ansehen und größerer politischer Einfluß von den Studierenden der Rechtswissenschaften in erhöhtem Maße gutgeheißen. Wahrgenommen wird ein Einkommensvorsprung der Akademiker von den Studierenden der Kulturwissenschaften, Medizin und Sozialwissenschaften (an Uni und FH) seltener als sonst. Daß Hochschulabsolventen im allgemeinen über einen größeren politischen Einfluß verfügen als Leute ohne Studium, diese Einschätzung vertreten am ehesten die Studierenden der Rechtswissenschaften, am wenigsten die Ingenieurstudenten an Fachhochschulen. Es scheint, als gingen in diese Urteile über Hochschulabsolventen im allgemeinen bis zu einem gewissen Grad Einschätzungen der sozialen Lage und sozialen Chancen der eigenen Fachgruppe mit ein.

8 Berufliche Werte und Berufsvorstellungen

In der Bundesrepublik weisen das Bildungswesen und die Berufsstruktur als ausdifferenzierte institutionelle Bereiche ein erhebliches Maß an Eigenständigkeit und Eigendynamik auf. Unter dem gesellschaftlichen Blickwinkel bedeutet dies, daß in den Austauschverhältnissen der Institutionen Widersprüche und Friktionen auftreten können; ein Beispiel sind etwa Ungleichgewichte zwischen Angebot und Nachfrage auf dem Arbeitsmarkt für Hochschulabsolventen bzw. den fächerspezifischen Teilarbeitsmärkten. Unter dem Blickwinkel des Individuums bedeutet die institutionelle Differenzierung, daß der Hochschulabsolvent eine "Statuspassage", d.h. einen Wechsel zwischen sozialen Rollen zu vollziehen hat, der Probleme mit sich bringen kann und der Orientierungsleistungen und Entscheidungen verlangt. Denn ein der Qualifikation angemessener Arbeitsplatz fällt dem Absolventen nicht gleichsam automatisch zu, er muß vielmehr aktiv gesucht oder jedenfalls ausgewählt werden.

Diese Übergangs- oder Nahtstellen-Problematik tritt nicht nur punktuell am Ende des Studiums auf, vielmehr orientieren sich die Studierenden auch schon während der Studienzeit antizipierend auf die zukünftige Berufstätigkeit hin. Drei Facetten der Orientierung werden im vorliegenden Kapitel behandelt: berufliche Wertvorstellungen, Berufswahl und Tätigkeitsbereiche, sowie Berufsaussichten und Arbeitsmarktreaktionen. Während der 80er Jahre sind in einigen dieser Orientierungen erhebliche Umverteilungen und Trends zu beobachten gewesen.

8.1 Berufliche Wertvorstellungen

Autonomie und Qualität der Tätigkeit als wichtigste Berufswerte

Die **auf den Beruf bezogenen Werte** der Studierenden lassen sich auf der Basis von Strukturanalysen in sieben Dimensionen gliedern. An der Spitze der Werthierarchie stehen eindeutig berufliche Autonomie und intrinsische Qualitäten der zukünftigen Berufsarbeit (Herausforderung durch immer wieder neue Aufgaben und die Möglichkeit, beruflich dazuzulernen); diese Aspekte des Berufs bezeichnen an beiden Hochschularten und zu allen Untersuchungszeitpunkten jeweils um die 70 Prozent der Studentinnen und Studenten als für sie persönlich sehr wichtig, kaum jemand stuft sie als unwichtig ein. In der Rangfolge der persönlichen Relevanz folgen sozial-karitative Elemente (man möchte im Beruf mit Menschen zu tun haben, anderen helfen und für die Allgemeinheit von Nutzen sein), sowie, als spezifischer Aspekt, die Vereinbarkeit von Beruf und Familie.

Eher in den Hintergrund treten für eine Mehrheit der Studierenden die übrigen Wertkomplexe wie Verantwortung/Führung, Wissenschaftsorientierung, extrinsisch-materielle Werte und Freizeitorientierung. Freilich gibt es auch innerhalb dieser Wertbündel noch deutliche Abstufungen: So legen auf einen sicheren Arbeitsplatz mehr Studierende Wert als auf hohes Einkommen oder gute Aufstiegsmöglichkeiten;

mit Menschen arbeiten zu können, ist für einen größeren Anteil wichtig als prosozial-karitative Aspekte; Unbekanntes erforschen zu können, wünschen sich mehr Studentinnen und Studenten als eine wissenschaftlich ausgerichtete Tätigkeit; und auf viel Freizeit, d.h. Freiheit von der Arbeit, legt immerhin rund ein Drittel großen Wert, auf eine wenig anstrengende Arbeit dagegen nur jeder Zwanzigste.

Akzentuierung materieller Werte, insbesondere der Einkommenshöhe

In großen Zügen ist diese aggregierte Werthierarchie über die Zeit stabil geblieben. Gleichsam eingelagert in das allgemeine Muster ist dennoch ein Trend zu verzeichnen, und zwar eine Zunahme der Bedeutung extrinsisch-materieller Werte, insbesondere der Einkommenshöhe, an den Universitäten auch der Aufstiegschancen. Ohne daß die im Zentrum des Wertsystems stehenden Ansprüche an berufliche Autonomie und intrinsische Qualität der Berufsarbeit zurückgenommen würden, stellen in der zweiten Hälfte der 80er Jahre mehr Studierende als zuvor auch hohe materielle Ansprüche an den zukünftigen Beruf. Gleichzeitig ist an den Universitäten die Verbreitung prosozial-karitativer Werte, an den Fachhochschulen die Wissenschaftsorientierung etwas zurückgegangen.

Im Vergleich der Hochschularten zeigt sich, daß die Studierenden an Fachhochschulen auf extrinsisch-materielle Werte, Freizeit und die Vereinbarkeit von Beruf und Familie relativ mehr Wert legen, die Unistudenten auf die soziale und wissenschaftliche Ausrichtung der Berufsarbeit. Zum Teil reflektieren diese Differenzen lediglich die unterschiedliche Zusammensetzung nach Studienfach. Daß jedoch die FH-Studenten extrinsisch-materielle Gratifikationen stärker gewichten, dieser Befund bleibt erhalten, wenn man entsprechende Fächergruppen an beiden Hochschularten einander gegenüberstellt.

Unterschiede nach Geschlecht an Fachhochschulen stärker ausgeprägt

Insoweit Geschlechtsunterschiede festzustellen sind, folgen sie weitgehend den aus früheren Untersuchungen bekannten Mustern. Die Studentinnen legen zu größeren Anteilen Wert auf soziale und karitative Werte und die Vereinbarkeit von Beruf und Familie, freilich ohne daß beim letzteren Kriterium die Differenz sehr groß wäre. Auch einigen intrinsischen Aspekten, insbesondere der Möglichkeit, beruflich dazulernen zu können, messen die Studentinnen noch höhere persönliche Relevanz bei als ihre männlichen Kommilitonen. Den Männern liegt dagegen mehr an extrinsisch-materiellen Gratifikationen, Menschenführung und wissenschaftlicher Tätigkeit, und sie werten eine wenig anstrengende Arbeit nicht mit gleicher Eindeutigkeit als irrelevant ab wie die Frauen. Diese Geschlechtsdisparitäten sind an beiden Hochschularten festzustellen, sie sind an den Fachhochschulen indes teilweise erheblich stärker ausgeprägt als an den Universitäten.

Auch die Divergenzen, die zwischen den Fächerbereichen in der Gewichtung von Berufswerten auszumachen sind, folgen im wesentlichen erwartbaren Mustern. So liegt an sozialen und karitativen Aspekten der Berufstätigkeit den Studierenden der Medizin und des Sozialwesens (an Fachhochschulen) besonders viel, während Studierende der Naturwissenschaften und der Ingenieurwissenschaften (an Uni und FH) am ehesten bereit sind, mit "Sachen" und nicht mit Menschen zu arbeiten. Wissenschaftsorientierung ist vor allem eine Domäne der Naturwissenschaftler, Studierende der Rechts- und der Wirtschaftswissenschaften (an Uni und FH) haben dazu am wenigsten Affinität. Die Studierenden in diesen Fächern legen dagegen am meisten Wert auf hohes Einkommen und gute Aufstiegsmöglichkeiten; in der Gewichtung des Berufseinkommens schließen sich die Ingenieurstudenten an Fachhochschulen (nicht an Universitäten) ihnen an.

Annäherung im beruflichen Werteprofil zwischen den Fächergruppen

Der Trend zu einer stärkeren Betonung materiell-extrinsischer Gratifikationen ist freilich bei Fächergruppen, die diesen Aspekten traditionell geringe Relevanz zumachen (Kultur- und Sozialwissenschaften), weit stärker ausgefallen als in den "Hochburgen" einer solchen Orientierung, so daß zwischen den Fächergruppen eine Annäherung erfolgt ist. Ohnehin werden manche Berufswerte von den Fächergruppen in recht einheitlicher Weise gewichtet; dies gilt vor allem für Autonomie und intrinsische Gesichtspunkte, sowie für Sicherheit des Arbeitsplatzes.

Streitpunkt: Berufstätigkeit bei schulpflichtigem Kind

Einem Großteil der Studierenden liegt daran, Beruf und Familienleben in Einklang zu bringen. Auf die Modalitäten des Ausgleichs zwischen beiden Sphären ist die Frage bezogen gewesen, inwieweit für die eigene Person und für den Partner/die Partnerin, **wenn ein noch nicht schulpflichtiges Kind da wäre, volle Berufstätigkeit, Teilzeitarbeit, gelegentliche Tätigkeit oder Verzicht auf Erwerbsarbeit gewünscht** wird. Die Stellungnahmen zu dieser Frage unterliegen, nicht unerwartet, erheblichen Geschlechtsunterschieden. Die männlichen Studenten wünschen für sich mehrheitlich Vollzeitbeschäftigung - an den Fachhochschulen noch deutlich häufiger als an den Universitäten (59 zu 51 Prozent). Nahezu alle übrigen würden einer Teilzeitarbeit nachgehen, die Anteile für gelegentliche Tätigkeit und Verzicht auf Berufstätigkeit liegen summiert unter fünf Prozent.

Hingegen wünscht nur eine Minderheit der Männer volle Berufstätigkeit für ihre Partnerinnen. Hier herrscht der Wunsch nach Teilzeitarbeit vor, aber substantielle Minderheiten votieren auch für nur gelegentliche oder überhaupt keine Erwerbsarbeit der Partnerin. Diese letzteren Anteile liegen an den Fachhochschulen deutlich höher, d.h. die FH-Studenten sprechen sich eher für eine stark asymmetrische, traditionellen Rollenmustern entsprechende Verteilung der Erwerbstätigkeit aus. Der Trend ist freilich gerade an Fachhochschulen in die entgegengesetzte Richtung ge-

gangen, denn 1990 haben mehr Studenten als 1985 für sich selbst Teilzeit- statt Vollzeitarbeit und für die Partnerin Teilzeitbeschäftigung statt Verzicht auf Berufstätigkeit anvisiert. In bezug auf die Partnerin ist ein gleicher Trend auch in den Stellungnahmen der Unistudenten eingetreten.

Deutlicher Dissens zwischen Studentinnen und Studenten

Auch die Voten der Studentinnen laufen auf eine asymmetrische Verteilung der Erwerbsarbeit mit Begünstigung oder Mehrbelastung des Partners hinaus; sie verteilen sich jedoch nicht gleichsam spiegelbildlich entsprechend zu denen der Männer, so daß durchaus von latentem Dissens zwischen Studentinnen und Studenten auszugehen ist. Was zunächst die Wünsche für die eigene Berufstätigkeit angeht, so ist die Verteilung insbesondere an den Universitäten derjenigen, die sich aus den Voten der Männer für ihre Partnerinnen ergibt, nicht ganz unähnlich: Die Studentinnen wünschen sich für die vorgegebene Situation mit großer Mehrheit Teilzeitarbeit, nur rund zehn Prozent votieren für Vollzeitbeschäftigung, rund 15 Prozent würden nur gelegentlich, sechs Prozent gar nicht erwerbstätig sein.

Für ihre Partner wünschen die Studentinnen dagegen deutlich seltener Vollzeitarbeit, deutlich häufiger Teilzeit, als es die Studenten für sich selbst vorsehen. Auf Berufstätigkeit ganz zu verzichten oder nur gelegentlich zu arbeiten, das möchten dagegen nur ganz wenige Studentinnen ihren Partnern ansinnen, anders als im umgekehrten Fall Studenten ihren Partnerinnen.

8.2 Berufswahl und Tätigkeitsbereiche

Stand der Berufsentscheidung an Fachhochschulen weiter

Ein Großteil der Studierenden hat **über den zukünftigen Beruf** noch nicht, oder jedenfalls nicht endgültig **entschieden**. Dies gilt insbesondere für die Universitäten, wo im WS 1989/90 30 Prozent der Studierenden die Berufswahl als noch offen, 43 Prozent als mit einiger Sicherheit entschieden und nur 27 Prozent als mit großer Sicherheit entschieden bezeichneten. Die Studierenden an Fachhochschulen hatten sich erheblich häufiger schon für einen Beruf entschieden, nur 18 Prozent von ihnen bezeichnen die Wahl als noch offen.

Zwischen Männern und Frauen bestehen im Stand der Berufsentscheidung kaum Unterschiede, und es sind auch kaum Trends zu verzeichnen. Unter den Fächergruppen heben sich die Mediziner durch einen besonders hohen Anteil schon getroffener Berufswahl heraus - die allermeisten studieren Medizin, um Arzt zu werden. Die geringsten Anteile Entschiedener finden sich unter den Juristen, gefolgt von den Studierenden der Kulturwissenschaften, Wirtschaftswissenschaften (an Universitäten) und Naturwissenschaften.

Wenige Studierende bemühen sich frühzeitig um einen Arbeitsplatz

Es entspricht den Befunden zum Stand der Berufsentscheidung, daß sich eine breite Mehrheit der Studierenden auch noch nicht **um einen möglichen Arbeitsplatz nach dem Studium bemüht** hat. An den Universitäten geben 66 Prozent, an den Fachhochschulen 60 Prozent an, die Suche noch nicht begonnen zu haben. Weitere 20 Prozent (Uni) bzw. 25 Prozent (FH) haben sich lediglich über Stellangebote informiert. Nur rund 15 Prozent haben sich bereits beworben, Vorklärunge erreicht oder gar das Arbeitsverhältnis nach Studienabschluß schon unter Dach und Fach.

An beiden Hochschularten weisen die Studentinnen, was die Bemühungen um einen Arbeitsplatz angeht, einen Rückstand gegenüber den männlichen Kommilitonen auf. Daß sie ihre Beschäftigungschancen nach Studienabschluß pessimistischer einschätzen (vgl. Abschnitt 8.3), mag zum Teil damit zu tun haben. Unter den Fächergruppen haben sich die Studierenden der Kulturwissenschaften und der Wirtschaftswissenschaften an Fachhochschulen relativ am häufigsten bereits aktiv um einen Arbeitsplatz bemüht (zu jeweils etwa einem Viertel). Die geringsten Anteile hierfür sind unter den Jurastudenten, in den Ingenieurwissenschaften an Universitäten und in den Naturwissenschaften zu finden.

Erhebliche Veränderungen bei den angestrebten Tätigkeitsbereichen

Die Verteilung der Studierenden nach **Tätigkeitsbereichen, in denen sie später auf Dauer arbeiten wollen** hat sich während der 80er Jahre erheblich verändert. Der Trend ist weg vom öffentlichen Dienst, insbesondere vom Schulwesen, hin zur Privatwirtschaft gegangen. Dies scheint zu indizieren, daß sich die Studierenden durchaus - wenn auch mit gewisser zeitlicher Verzögerung - an veränderten Gegebenheiten des Arbeitsmarktes orientieren.

Mehr Studierende wollen in die Privatwirtschaft

Der Anteil der Studierenden, die angeben, mit Bestimmtheit in die Privatwirtschaft gehen zu wollen, ist an den Universitäten von 13 Prozent im WS 1982/83 auf 26 Prozent im WS 1989/90 angestiegen. An den Fachhochschulen erfolgte, von einem höheren Ausgangsniveau aus, ein ähnlich starker Anstieg auf nunmehr 45 Prozent. Weitere 41 Prozent (Uni) bzw. 38 Prozent (FH) wollen "vielleicht" in der Privatwirtschaft tätig werden.

Tätigkeitswünsche im Schulbereich sind unter den Studierenden an Universitäten zwischen 1983 und 1987 von zehn auf sechs Prozent (für bestimmte Absicht) zurückgegangen, 1990 dann auf diesem Niveau konstant geblieben. Einen leichten Rückgang verzeichneten zwischen 1987 und 1990 die Präferenzen für den Hochschulbereich, sonstigen öffentlichen Dienst, Organisationen ohne Erwerbscharakter und alternative Arbeitskollektive oder -projekte (nur an Universitäten), einen etwas

Tabelle 8.1

Angestrebte Tätigkeitsbereiche nach Hochschulart und Erhebungsjahr

Angaben in Prozent¹⁾

auf Dauer angestrebter Tätigkeitsbereich	Universitäten				Fachhochschulen			
	1983 (6607)	1985 (7663)	1987 (7532)	1990 (6999)	1983 (1059)	1985 (2324)	1987 (2279)	1990 (1813)
Privatwirtschaft								
bestimmt	13	22	26	26	31	41	43	45
vielleicht	39	41	41	41	50	41	40	38
Selbständig (Unternehmer oder freiberuflich)								
bestimmt	14	24	25	22	14	26	25	22
vielleicht	47	44	44	43	51	43	45	48
Schulbereich								
bestimmt	10	8	6	6	0	1	1	1
vielleicht	15	12	10	11	15	17	13	13
Hochschulbereich								
bestimmt	4	6	6	5	1	2	1	1
vielleicht	37	33	31	29	18	22	21	17
sonstiger öffentlicher Dienst								
bestimmt	4	8	8	7	4	9	7	5
vielleicht	37	38	36	34	37	40	35	31
Organisationen ohne Erwerbscharakter (z.B. Rundfunk, Gewerkschaften)								
bestimmt	6	9	8	7	2	5	4	3
vielleicht	39	36	34	33	28	33	31	26
alternative Arbeits- kollektive/-projekte								
bestimmt	6	9	9	7	6	11	9	9
vielleicht	41	35	33	34	40	35	32	34

1) Differenz zu 100 Prozent: Antworten "eher nicht", "bestimmt nicht" und "weiß nicht".
Prozentbasis: Besetzungszahlen (s. Tabellenkopf) jeweils um maximal 5% Fälle ohne
Angabe vermindert.

Quelle: Konstanzer Projekt Studiensituation, WS 89/90, Fr. 96A.

stärkeren Rückgang die Absicht, als Selbständige(r) tätig zu werden. Dennoch entfielen hierauf mit jeweils 22 Prozent für "bestimmt" an Universitäten und Fachhochschulen am meisten Nennungen, sieht man von einer abhängigen Erwerbstätigkeit in der Privatwirtschaft ab. Entsprechend ihrer stärkeren Konzentration auf die Privatwirtschaft interessieren sich die FH-Studenten weniger für die verschiedenen Bereiche des öffentlichen Dienstes und für non profit-Organisationen, etwas häufiger dagegen für eine Tätigkeit in alternativem Kontext.

Der Hochschulbereich ist für Studentinnen ähnlich attraktiv wie für Studenten

Studentinnen an Universitäten wie an Fachhochschulen fassen erheblich seltener als die Männer eine Tätigkeit in der Privatwirtschaft oder als Selbständige ins Auge, häufiger dagegen alle übrigen Tätigkeitsbereiche - mit Ausnahme des Hochschulwesens: Hier bestehen kaum Geschlechtsunterschiede, ein Befund, der im Kontrast zur gegenwärtigen Unterrepräsentierung der Frauen innerhalb der Hochschullehrerschaft steht.

Die Affinitäten der Fächergruppen zu den verschiedenen Tätigkeitsbereichen verlaufen in erwartbaren Bahnen. So sind es die Mediziner, die am häufigsten zur Selbständigkeit tendieren, eine Tätigkeit in der Privatwirtschaft streben Studierende der Wirtschafts- und der Ingenieurwissenschaften (jeweils an beiden Hochschularten) besonders häufig an. Der Hochschulbereich ist vor allem eine Domäne der Naturwissenschaftler und Kulturwissenschaftler; letztere interessieren sich besonders häufig für Organisationen ohne Erwerbscharakter. In alternativen Arbeitskollektiven und -projekten wollen Studierende der Sozialwissenschaften, insbesondere an Fachhochschulen, zu hohen Anteilen tätig werden. Die Sozialwissenschaftler streben auch, zusammen mit den Studierenden der Kulturwissenschaften, am ehesten eine Tätigkeit im Schulbereich an.

8.3 Berufsaussichten und Arbeitsmarktreaktionen

Die Studierenden schätzen ihre persönlichen **Arbeitsmarktchancen nach Abschluß des Studiums** 1990 wesentlich weniger pessimistisch ein als noch zu Beginn der 80er Jahre. Dieser Trend entspricht dem Wandel in der Beurteilung der Entwicklung gesellschaftlicher Aufstiegschancen im allgemeinen (vgl. Abschnitt 10.3).

Deutliche Verringerung befürchteter Arbeitslosigkeit nach dem Studium

Erwarteten im WS 1982/83 26 Prozent der Studierenden an Universitäten und 18 Prozent an Fachhochschulen Schwierigkeiten, nach Studienabschluß überhaupt eine Stelle zu finden, so sind die Anteile hierfür im WS 1989/90 auf 17 Prozent (Uni) bzw. sechs Prozent (FH) zurückgegangen. Unter den FH-Studenten hat, anders als an den Universitäten, auch die Befürchtung von Dequalifikation ("Schwierigkeiten,

eine Stelle zu finden, die meiner Ausbildung entspricht") und die Antizipation, nur schwer eine zusagende Stelle zu finden, deutlich abgenommen. Demgegenüber ist der Anteil der optimistischen Einschätzungen ("kaum Schwierigkeiten, eine Stelle zu finden") von 16 Prozent 1983 an den Universitäten auf 22 Prozent, an den Fachhochschulen gar auf 38 Prozent angestiegen. Insbesondere aus der Sicht der FH-Studenten erscheinen also die persönlichen Arbeitsmarktchancen zum Ende der 80er Jahre erheblich besser.

Studentinnen schätzen ihre Beschäftigungschancen pessimistischer ein

An beiden Hochschularten schätzen die Frauen ihre Beschäftigungschancen nach Studienabschluß deutlich pessimistischer ein als die Männer - eine Disparität, die auch dann noch Bestand hat, wenn das Studienfach kontrolliert wird. Dieser Unterschied ist während der 80er Jahre kaum geringer geworden, auch wenn der Anteil derer, die befürchteten, nach Studienabschluß nur mit Schwierigkeiten überhaupt eine Stelle zu finden, sich unter den Studentinnen stärker vermindert hat als unter den Studenten.

Gegenläufiger Trend in der Medizin: mehr Arbeitsmarktunsicherheit

An dem Trend zu einer mehr optimistischen Einschätzung partizipieren alle Fächergruppen, mit einer bedeutsamen Ausnahme, den medizinischen Studiengängen. Analysen auf der Ebene von Einzelfächern haben gezeigt, daß sich aus der Sicht der Studierenden der Humanmedizin die persönlichen Arbeitsmarktchancen geradezu dramatisch verschlechtert haben; offenbar haben diese Studierenden auf gewisse objektive Erschwernisse des Berufsübergangs seismographisch reagiert. So gehören im WS 1989/90 die Mediziner, zusammen mit den Studierenden der Kulturwissenschaften und der Sozialwissenschaften (insbesondere an Universitäten) zu jenen Fächergruppen, die ihre Arbeitsmarktchancen am negativsten einschätzen. Nahezu durchweg optimistische Erwartungen hegen dagegen, was die Berufseinmündung angeht, die Studierenden der Wirtschafts- und der Ingenieurwissenschaften (jeweils an Uni und FH).

Eher optimistische Erwartungen an zukünftige Berufstätigkeit

Der zukünftigen **Berufstätigkeit** sieht ein Großteil der Studierenden mit optimistischen **Erwartungen** entgegen: Daß sie einmal mit ihrer Arbeit zufrieden sein werden, halten im WS 1989/90 an Universitäten wie an Fachhochschulen rund 45 Prozent für durchaus wahrscheinlich, nur zwei Prozent für kaum wahrscheinlich, die übrigen geben eine mittlere Einschätzung ab oder antworten "weiß noch nicht". Ganz ähnlich sind die Erwartungen verteilt, im zukünftigen Beruf eigene Ideen verwirklichen zu können. Daß sie einmal wissenschaftlich tätig sein, im Beruf viel Geld verdienen oder in eine hohe Position aufsteigen werden, erwarteten dagegen deutlich

weniger Studierende, freilich haben diese Aspekte auch in der auf den Beruf bezogenen Werthierarchie der Mehrzahl keine hohe Priorität (vgl. Abschnitt 8.1). Zwischen Universitätsstudenten und FH-Studenten bestehen in den Erwartungen kaum Unterschiede, mit Ausnahme der Antizipation einer wissenschaftlichen Tätigkeit, die an den Universitäten deutlich häufiger anzutreffen ist.

Während die antizipierte Zufriedenheit mit der Arbeit keinem Trend unterlegen hat, sind die Anteile der Studierenden, die es für wahrscheinlich halten, die thematisierten spezifischen Aspekte im Beruf zu realisieren, in den 80er Jahren durchweg angestiegen (Ausnahme: wissenschaftliche Tätigkeit, FH-Studenten).

Studentinnen haben bescheideneren beruflichen Erwartungshorizont

Studentinnen schätzen die Wahrscheinlichkeit, daß sie mit ihrer zukünftigen Arbeit zufrieden sein werden, höher ein als Studenten; niedriger dagegen die Chance, wissenschaftlich tätig zu sein, im Beruf viel Geld zu verdienen oder in eine hohe Position aufzusteigen. Die Geschlechtsunterschiede sind in den beiden letztgenannten Aspekten am stärksten ausgeprägt. Sie spiegeln, so scheint es, die Unterrepräsentierung von Frauen in Spitzenpositionen zutreffend wider.

Während zwischen den Fächergruppen im Hinblick auf die antizipierte Arbeitszufriedenheit und die Erwartung, im Beruf eigene Ideen verwirklichen zu können, nur geringe Unterschiede bestehen, erwarten die Studierenden der Naturwissenschaften deutlich häufiger als die übrigen Fächergruppen, einmal wissenschaftlich tätig zu sein. Hohes Berufseinkommen und Aufstieg in eine Spitzenposition erhoffen sich am ehesten die Wirtschaftsstudenten (an Uni und FH), am wenigsten die Studierenden der Kulturwissenschaften und der Sozialwissenschaften (an beiden Hochschularten).

Diese Differenzen zwischen Fächergruppen verlaufen den Unterschieden im beruflichen Wertsystem (vgl. Abschnitt 8.1) weitgehend parallel. Tatsächlich läßt sich eine positive Beziehung zwischen beruflichen Werten und Erwartungen auch auf individueller Ebene nachweisen. Dies indiziert, daß die Studierenden bis zu einem gewissen Grad eine rationale, die Realisierungschance der für das Individuum zentralen Werte maximierende Ausbildungs- und Berufswahl getroffen haben; gleichzeitig dürften auch gegenläufige Prozesse der Anpassung des Wertsystems an die Chancen und Möglichkeiten, die das gewählte Studium eröffnet, eine Rolle spielen.

Arbeitsmarktreaktionen: weiterhin hohe Bereitschaft zur Flexibilität

Wie würden die Studierenden **reagieren, wenn sie nach Studienabschluß Schwierigkeiten hätten, das angestrebte Berufsziel zu verwirklichen** (Tab. 94)? Die Befunde zu dieser Frage kann man dahingehend zusammenfassen, daß weithin Bereitschaft zur Flexibilität besteht, solange nicht fachfremde Tätigkeit auf Dauer

und wesentliche Einbußen an intrinsischer Arbeitsqualität zugemutet werden. So erklären an beiden Hochschularten breite Mehrheiten, daß sie zumindest tendenziell bereit wären, finanzielle Einbußen in Kauf zu nehmen, wenn sich die fachlichen Vorstellungen realisieren ließen, daß sie wahrscheinlich größere Belastungen (wie Wohnortwechsel, längere Fahrzeiten) auf sich nehmen würden, oder daß sie versuchen würden, auf Berufsalternativen gleichen fachlichen und finanziellen Niveaus auszuweichen. Jeweils ebenfalls noch eine Mehrheit der Studierenden würde ein Zweit-, Aufbau- oder Ergänzungsstudium in Betracht ziehen, um die Berufschancen zu verbessern, oder wäre tendenziell bereit, kurzfristig eine Stelle anzunehmen, die der fachlichen Ausbildung nicht entspricht.

Ohne zeitliche Begrenzung eine ausbildungsfremde Stelle anzunehmen, dazu erklären sich selbst unter der Voraussetzung, daß sie ihre finanziellen Vorstellungen verwirklichen könnten, nur sechs Prozent der Studierenden eindeutig, etwa ein weiteres Viertel tendenziell bereit. Noch wesentlich kleiner sind die Anteile derer, die sich auf Dauer mit einer der Fachausbildung nicht entsprechenden Stelle zufrieden geben würden.

Studierende an Fachhochschulen würden angesichts von Schwierigkeiten bei der Verwirklichung ihres Berufsziels zu einem deutlich kleineren Anteil an der Hochschule bleiben und die Wartezeit dort nutzen als Studierende an Universitäten. Sie wären auch weniger bereit, größere Belastungen oder finanzielle Einbußen in Kauf zu nehmen, und sie lehnen die Übernahme einer fachfremden Stelle noch prononcierter ab als die Unistudenten. So erweisen sich die Studierenden an Fachhochschulen insgesamt etwas weniger flexibel - ein Befund, der damit zusammenhängen könnte, daß sie ihre Beschäftigungschancen häufiger optimistisch einschätzen, so daß die Frage für sie eher hypothetischen Charakter hat.

Geringere Bereitschaft zur Übernahme fachfremder Tätigkeiten

Im Zeitverlauf hat die Bereitschaft zur Übernahme einer fachfremden Stelle, sei es für eine Übergangszeit, sei es auf Dauer, seit 1985 noch weiter abgenommen. An den Fachhochschulen ist auch, parallel zur etwas höheren Gewichtung materieller Berufswerte (vgl. Abschnitt 8.1), der Anteil derer, die sich zu finanziellen Einbußen bereit finden würden, zurückgegangen.

Zwischen den Reaktionsprofilen von Studentinnen und Studenten bestehen einige Unterschiede. Die Frauen wären eher als die Männer bereit, finanzielle Einbußen in Kauf zu nehmen, auf Berufsalternativen gleichen fachlichen und finanziellen Niveaus auszuweichen oder kurzfristig eine fachfremde Stelle anzunehmen; sie würden dagegen zu einem kleineren Anteil Belastungen wie Wohnortwechsel auf sich nehmen. An den Fachhochschulen würden die Studentinnen eher als die männlichen Kommilitonen ein Zweit-, Aufbau- oder Ergänzungsstudium absolvieren.

Mediziner schrecken am meisten vor beruflichen Alternativen zurück

Auch zwischen den Fächergruppen sind einige charakteristische Unterschiede in den antizipierten Reaktionen auf Schwierigkeiten, das Berufsziel zu realisieren, aufgetreten. Ein in mancher Hinsicht spezifisches Profil weisen die Studierenden der Medizin auf: Sie sind eher als andere Fächergruppen bereit, Belastungen oder finanzielle Einbußen auf sich zu nehmen, und weisen dafür den Gedanken an Zweitstudium, berufliche Alternativen auf gleichem Niveau oder eine gut dotierte fachfremde Stelle - alles Alternativen, die einen Verzicht auf den Arztberuf implizieren würden - am häufigsten zurück.

Die Studierenden des Sozialwesens an Fachhochschulen würden am ehesten ein weiteres Studium beginnen, am wenigsten von allen größere Belastungen in Kauf nehmen. Wartezeit an der Hochschule sinnvoll zu nutzen, daran denken am häufigsten Studierende der Natur- und der Ingenieurwissenschaften (an Universitäten). Eine fachfremde Stelle für kürzere Zeit anzunehmen, können sich am ehesten die Studierenden der Kulturwissenschaften und der Sozialwissenschaften (an beiden Hochschularten) vorstellen, die Übernahme einer gut dotierten fachfremden Stelle auch ohne Zeitbegrenzung am ehesten die Juristen und Studierenden der Wirtschaftswissenschaften (an Uni und FH).

9 Politische Haltungen und demokratische Einstellungen

Die politischen Haltungen und demokratischen Einstellungen der Studierenden haben in der Nachkriegszeit beständig öffentliche Aufmerksamkeit gefunden, was sich in einer Vielzahl empirischer Erhebungen ausdrückt (vor allem in den 70er Jahren). Jedoch bleiben solche Einzeluntersuchungen oftmals punktuell und nur schwer vergleichbar, weshalb der Aufbau verlässlicher Zeitreihen kaum gelingt. Diese erscheinen aber angesichts manch strittiger Fragen zum politischen Bewußtsein und den Handlungspotentialen der Studierenden notwendig, zum Beispiel um zu klären, wie sich die demokratischen Einstellungen entwickelt haben, oder ob ein Wandel in der Präferenz politischer Ziele und Grundpositionen eingetreten ist.

Zumindest für die 80er Jahre ermöglichen unsere Erhebungen einen vergleichsweise zuverlässigen Vergleich im Hinblick auf die Themenbereiche: politisches Interesse und Beteiligung, politischer Standort und Ziele, sowie demokratische Einstellung und politische Praxis. In allen drei Bereichen soll beachtet werden, inwieweit sich die vorhandenen Unterschiede zwischen den Fächergruppen verschärft oder abgeschwächt haben.

9.1 Politisches Interesse und Beteiligung

Je nach Feld und Bereich kann das **politische Interesse** unterschiedlich ausgeprägt sein. Für die Studierenden sind drei Bereiche aufschlußreich: das Interesse am allgemeinen politischen Geschehen, an hochschulpolitischen Fragen und Entwicklungen sowie an der studentischen Politik an der eigenen Hochschule.

Gewisser Wiederanstieg des allgemeinen politischen Interesses

Das **allgemeine politische Interesse** ist unter den Studierenden an Universitäten deutlich stärker als an Fachhochschulen. Nachdem es in den achtziger Jahren an beiden Hochschularten abgenommen hatte, ist es im WS 1989/90 wiederum angestiegen. Männer interessieren sich etwas häufiger für das allgemeine politische Geschehen als Frauen, wobei die Differenz an Universitäten zwischen Frauen und Männern größer ist als an den Fachhochschulen.

Hochschulpolitische Fragen und Entwicklungen interessieren vergleichsweise wenige Studierende in stärkerem Maße: an den Universitäten jeden Siebten, an Fachhochschulen sogar nur jeden Neunten. Der Anteil der völlig Desinteressierten, der von Anfang der 80er Jahre bis zur Mitte des Jahrzehntes zunahm, ist etwas zurückgegangen. Bei den hochschulpolitischen Fragen und Entwicklungen besteht kaum ein Unterschied nach dem Geschlecht.

Kaum Interesse an studentischer Politik

Für die **studentische Politik an der Hochschule** interessiert sich ein größerer Teil der Studierenden gar nicht: an Universitäten wie Fachhochschulen annähernd zwei Fünftel. Nur eine kleine Minderheit von sieben Prozent an Universitäten und fünf Prozent an Fachhochschulen bekundet ein starkes Interesse. Diese Abstinenz gegenüber studentischer Politik hatte bis Mitte der 80er Jahre zugenommen und ist seitdem auf hohem Niveau gleich geblieben.

Verschiebungen im politischen Interesse zwischen den Fächergruppen

Im Profil des politischen Interesses sind zwischen den Fächergruppen in den 80er Jahren einige bedeutsame Verschiebungen eingetreten. Anfang der 80er Jahre waren vor allem Studierende der Sozialwissenschaften und Rechtswissenschaften am politischen Geschehen interessiert; nunmehr liegen die Juristen allein vorne: mit 70 Prozent führen sie mit deutlichem Abstand vor den anderen Fächergruppen. Eine stärkere Wiederbelebung des politischen Interesses ist in den Natur- und Ingenieurwissenschaften an Universitäten wie den Wirtschaftswissenschaften an Fachhochschulen zwischen 1987 und 1990 zu beobachten.

Eine Wiederbelebung des Interesses an hochschulpolitischen Fragen ist dagegen in keinem Fach eingetreten. In diesem Feld haben mittlerweile die Kulturwissenschaften die einstmals am häufigsten engagierten Sozialwissenschaftler knapp überflügelt. Obwohl hinsichtlich studentischer Politik an der Hochschule die Abnahme des Interesses unter den Sozialwissenschaftlern an Universitäten wie an Fachhochschulen am stärksten war, bleiben sie hier noch vorn, wenn auch nur knapp. Allerdings interessiert sich selbst in diesen beiden Fächergruppen nur noch einer von zehn Studierenden stark für studentische Politik.

Studierende der Sozialwissenschaften verlieren Vorsprung im politischen Engagement

Insgesamt hat sich in den Sozialwissenschaften an Universitäten und im Sozialwesen an Fachhochschulen eine Verringerung des politischen Engagements in allen drei Bereichen vollzogen: Die Studierenden in diesen Fächerbereichen weisen keinesfalls mehr einen deutlichen Vorsprung aus; sie haben sogar die Juristen einerseits, die Kulturwissenschaftler andererseits an sich vorbeiziehen lassen.

Zur Beteiligung der Studierenden an den politischen Gremien und Gruppen ihrer Hochschule ist auf die Ausführung in Abschnitt 5.3 zu verweisen; sie bestätigen für die politische Partizipation die Befunde zum Interesse an Hochschulpolitik und studentischer Politik.

Starke Verpflichtung gegenüber dem politischen Geschehen

Als Aspekte der **Beurteilung politischer Mitwirkung** sind die normative politische Verpflichtung, die Mitwirkungszufriedenheit, die subjektive politische Kompetenz und die allgemeine Protestbereitschaft über Indikatoren in allen vier Erhebungen erfragt worden.

Die normative Verpflichtung gegenüber dem öffentlichen Geschehen ist unter den Studierenden sehr hoch geblieben, denn fast zwei Drittel an Universitäten wie Fachhochschulen, Frauen wie Männer, halten eindeutig Gleichgültigkeit gegenüber Politik für verantwortungslos. Zwischen den Fächergruppen hat es eine Angleichung auf hohem Niveau gegeben, nachdem noch Anfang der 80er Jahre durchaus Differenzen vorhanden waren.

Die persönlichen Möglichkeiten zur politischen Mitwirkung sind für die Studierenden eher nicht zufriedenstellend, wobei die Studentinnen sich stets etwas unzufriedener geäußert haben. Unter den Fächergruppen äußern sich Juristen und Ökonomen (auch an Fachhochschulen) weiterhin am häufigsten zufrieden; am unzufriedensten sind die Studierenden des Sozialwesens an Fachhochschulen.

Hohes politisches Kompetenzbewußtsein, vor allem der Männer

Das subjektive politische Kompetenzbewußtsein hat bei den Studierenden zugenommen; sie trauen sich zunehmend häufiger zu, zu politischen Problemen ein Urteil bilden zu können. Thesen, wonach eine "neue Unübersichtlichkeit" dazu führe, politische Meinungsbildung und Verantwortung zu erschweren, finden demnach in der Sicht der Studierenden keine Bestätigung. Allerdings geben sich die Männer (vor allem an Universitäten) bedeutend kompetenter als die Studentinnen.

Protestbereitschaft der Studierenden: keineswegs geringer

Die latente Protestbereitschaft der Studentenschaft hat keineswegs abgenommen, sondern sich tendenziell sogar gefestigt; vor allem hat der Anteil Studierender, die für sich eine Teilnahme an möglichen Protestaktionen ausschließen, an Universitäten und Fachhochschulen abgenommen.

Durch gewisse gegenläufige Entwicklungen (Abnahme bei den Sozialwissenschaften, Zunahme in anderen Fächern wie Natur- und Ingenieurwissenschaften) hat eine Angleichung zwischen den Fächergruppen im Ausmaß des latenten Protestpotentials stattgefunden; die Sozialwissenschaften sind in dieser Hinsicht keineswegs mehr eine "Hochburg".

9.2 Politischer Standort und politische Ziele

Neue inhaltliche Ausfüllung von 'links' und 'rechts'

Während die Einordnung der Studierenden im Links-Rechts-Spektrum im Beobachtungszeitraum unverändert geblieben ist, haben sich in der Unterstützung und Ablehnung von allgemeinen politischen Zielen starke Verschiebungen ergeben, die sich auch in einer veränderten Präferenz für politische Grundrichtungen niederschlagen. Dies bedeutet, daß die Einordnung des politischen Standortes nach "links" oder "rechts" sich nunmehr inhaltlich anders definiert, ohne aber insgesamt ihre Trennschärfe als Standortkriterium eingebüßt zu haben.

Keine Entwicklung nach "rechts" an den Hochschulen

Zur **Einordnung nach dem politischen Standort**: Wenn sie sich mit den "meisten Leuten im Land" vergleichen, dann schätzen sich an Universitäten 31 Prozent, an Fachhochschulen 25 Prozent der Studierenden als "links" ein; demgegenüber bezeichnen sich (bei leicht abnehmender Tendenz) nur noch drei Prozent an Universitäten und fünf Prozent an Fachhochschulen als "rechts". An den Hochschulen ist jedenfalls keineswegs eine Entwicklung nach "rechts" zu konstatieren, selbst wenn die politischen Haltungen vieler Studierender weniger radikal und eher konventionell geworden sind.

Im Vergleich zu den männlichen Kommilitonen bezeichnen sich die Studentinnen stets etwas häufiger als "links", wobei der Geschlechtsunterschied an den Fachhochschulen deutlicher ausfällt als an den Universitäten. Zwischen den Fachrichtungen gibt es weiterhin eine klare Abstufung: Besonders viele "linke" Studierende finden sich im Fach Sozialwesen an Fachhochschulen (55 Prozent) sowie in den Fächern der Sozialwissenschaften (50 Prozent) und der Kulturwissenschaften (41 Prozent). Die mittlere Gruppe bilden die Naturwissenschaften (mit 34 Prozent) sowie die Ingenieurwissenschaften und Medizin (jeweils 25 Prozent). Wenige "linke" Studierende sind in den Wirtschaftswissenschaften an Universitäten (16 Prozent) und an Fachhochschulen (14 Prozent) sowie im Fach Jura (17 Prozent). Am stärksten abgenommen hat seit 1985 der Anteil "Linker" in den Sozialwissenschaften (Verminderung um acht Prozentpunkte).

Mehr Unterstützung für die freie Marktwirtschaft und härteres Durchgreifen gegen Kriminalität

Die **Unterstützung oder Ablehnung politischer Ziele** hat für zwei Vorgaben einen deutlichen Zugewinn erbracht:

- für die Sicherung der freien Marktwirtschaft und des privaten Unternehmertums (Zustimmung nunmehr 74 Prozent an Universitäten, sogar 80 Prozent an Fachhochschulen)
- und für die Forderung nach harter Bestrafung der Kriminalität (Anstieg seit 1985 von 42 auf 49 Prozent an Universitäten, von 56 auf 61 Prozent an Fachhochschulen).

Vermehrte Ablehnung 'sozialistischer' Prinzipien

Vier Ziele werden dagegen aufgrund vermehrter Ablehnung kaum noch unterstützt. Die beiden "sozialistischen" Prinzipien einer Einkommensnivellierung und der Abschaffung des Privateigentums an Industrieunternehmen und Banken (Ablehnung nunmehr etwa drei Viertel an Universitäten und Fachhochschulen).

Ausbau der Kernenergie und militärische Verteidigung auf dem Tiefpunkt

Ebenfalls stark abgenommen hat die Unterstützung für Ausbau der Kernenergie (gefallen von über 20 Prozent auf unter zehn Prozent) sowie für Erhöhung der Verteidigungskraft und der militärischen Anstrengungen, der früher noch knapp zehn Prozent zustimmten, 1990 gerade noch zwei Prozent.

Votum für Gleichstellung der Frau, Umweltschutz und gesellschaftliche Stabilität

Die drei wichtigsten politischen Ziele unter den 14 vorgelegten sind den Studierenden nach wie vor:

- die Durchsetzung der vollen Gleichstellung der Frau in Beruf und Gesellschaft (bei leicht abnehmender Unterstützung);
- die Priorität des Umweltschutzes vor wirtschaftlichem Wachstum (bei leicht steigender Tendenz); und
- die Stabilität der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse (bei ebenfalls steigender Tendenz).

Jeweils mehr als vier Fünftel der Studierenden unterstützen diese Ziele mehr oder weniger intensiv.

Die Durchsetzung der vollen Gleichstellung der Frauen, aber auch die Priorität des Umweltschutzes wird von den Frauen deutlich häufiger und nachhaltiger unterstützt als von den Männern. In anderen Zielbereichen gibt es ebenfalls klare geschlechtsspezifische Differenzen. Männer befürworteten stärker die Förderung technologischer Entwicklungen und das Bewahren der Familie in herkömmlicher Form; Frauen sind noch entschiedener gegen den Ausbau der Kernenergie, aber weniger eindeutig gegen die Abschaffung des Privateigentums an Industrieunternehmen und Banken.

Annäherung zwischen den Fächergruppen in den politischen Zielen

Zwischen den Fächergruppen hat es über alle politischen Ziele hinweg eine mehr oder weniger starke Annäherung gegeben; d.h. die Unterschiede zwischen den Fächergruppen haben sich zwischen 1985 und 1990 deutlich verringert, vor allem hinsichtlich der verstärkten Nutzung der Kernenergie und der Erhöhung der Verteidigungskraft, vormals durchaus umstritten. Dennoch bestehen bei einer ganzen Reihe von Zielen noch kontroverse Haltungen zwischen den Angehörigen der verschiedenen Fächergruppen. Auch wenn sich die Unterschiede verringert haben, sind sie noch groß bei der Frage nach der Sicherung der freien Marktwirtschaft, der Bestrafung von Kriminalität, der Förderung technologischer Entwicklung sowie der Abschaffung des Privateigentums an Unternehmen und der Festlegung einer Einkommenshöchstgrenze.

Politische Haltung in den Sozialwissenschaften am meisten verändert

Am meisten hat sich die Haltung der Studierenden der Fächergruppe Sozialwissenschaften gegenüber den politischen Zielen verändert. Sahen sie die freie Marktwirtschaft noch 1985 mit tendenziellen Vorbehalten, so überwiegt nun auch bei ihnen die positive Sicht. Umgekehrt ist die tendenzielle Befürwortung von Einkommensnivellierung und Enteignung einer eher ablehnenden Haltung (wie in allen anderen Fächergruppen) gewichen. Und eine harte Bestrafung der Kriminalität ebenso wie die Überprüfung auf Verfassungstreue im öffentlichen Dienst wird längst nicht mehr so vehement und durchgängig abgelehnt. Auch unter Sozialwissenschaftlern wird nun die Stabilität der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse in fast gleichem Ausmaß wie in den anderen Fächergruppen befürwortet.

Grün-alternative und sozial-demokratische Grundpositionen im Vordergrund

Was die **Haltung gegenüber politischen Grundrichtungen** angeht, haben grün-alternative Positionen ihre Spitzenstellung in der Studentenschaft verloren. Die sozialdemokratischen Prinzipien verzeichnen einen stärkeren Zugewinn; einen schwächeren Zugewinn weisen auch liberale Grundprinzipien auf. Alle anderen Grundrichtungen werden etwas weniger akzeptiert oder stagnieren.

Extreme Grundpositionen stoßen überwiegend auf starke Ablehnung

Extreme Grundpositionen stoßen überwiegend auf starke Ablehnung; sie haben nur ganz wenige Anhänger. Kommunistisch-marxistische Positionen erhalten noch von acht Prozent Zustimmung, national-konservative sogar nur von vier Prozent. Nicht mehr als jeweils zwei Prozent äußern dabei eine starke Zustimmung.

Frauen an Universitäten wie Fachhochschulen stimmen im Vergleich zu den Männern deutlich seltener mit christlich-konservativen oder national-konservativen Positionen überein. Sie befürworten im Vergleich viel häufiger grün-alternative Grundrichtungen, etwas häufiger sozialdemokratische Grundpositionen. Liberale Positionen werden, vor allem an Universitäten, häufiger von den Männern mitgetragen, während Frauen den kommunistisch-marxistischen Positionen aufgeschlossener, d.h. weniger ablehnend, gegenüberstehen.

9.3 Demokratische Einstellungen und politische Praxis

Gefestigtes Grundverständnis einer offenen und kontroversen Demokratie

Die Frage nach den **Einstellungen zu demokratischen Prinzipien** bezieht sich auf das Grundverständnis einer pluralistischen, offenen und kontroversen, dabei gewaltfreien Demokratie. Dieses Grundverständnis einer pluralistischen und kontroversen Demokratie wird von der Studentenschaft an Universitäten wie an Fachhochschulen nahezu einmütig geteilt. Es hat sich in den 80er Jahren sogar noch weiter ausgebreitet und gefestigt.

Fast einstimmigen Konsens findet das Recht auf Meinungsfreiheit und deren öffentliche Vertretung. Am ehesten umstritten bleibt nach wie vor unter den Studierenden, ob "Streiks und Demonstrationen" das höhere Gut sind oder die "öffentliche Ordnung", wiewohl auch hier eine Tendenz zur Höherwertung der öffentlichen Ordnung zu konstatieren ist (ausgeprägter an den Fachhochschulen).

Bei dieser Frage bestehen nach wie vor die größten Unterschiede zwischen den Fächergruppen, auch wenn sie sich verringert haben. Vor allem Ökonomen und Ingenieure an Universitäten und Fachhochschulen sowie Jura-Studenten halten es eher mit der öffentlichen Ordnung, während Sozial- und Kulturwissenschaftler noch häufiger das Vor-Recht bei Streiks und Demonstrationen sehen.

Breite Ablehnung von Gewalt bei Konflikten

Die Akzeptanz von Gewalt (in dem Sinne, daß es auch in demokratischen Gesellschaften Konflikte gäbe, die mit Gewalt ausgetragen werden müssen) ist bei den Studierenden kaum noch anzutreffen: die Zustimmung liegt so niedrig wie zu keinem anderen Erhebungszeitpunkt in den 80er Jahren (an beiden Hochschularten 5 Prozent). Kaum noch Unterschiede gibt es hinsichtlich der latenten Akzeptanz von Gewalt bei Konflikten, weil sie nunmehr auch von den Sozialwissenschaftlern in nahezu gleichem Ausmaß wie in den anderen Fächergruppen abgelehnt wird.

Demokratische Wirklichkeit wird skeptischer beurteilt

Im Vergleich zur Haltung gegenüber demokratischen Prinzipien sieht es bei der **Beurteilung der demokratischen Wirklichkeit** etwas anders aus. Sowohl an Universitäten wie an Fachhochschulen ist in den letzten Jahren die Zahl der Studierenden zurückgegangen, die der Aussage zustimmen: "Unsere Demokratie hat sich bewährt". An Universitäten ist dieser Anteil auf 24 Prozent, an Fachhochschulen auf 30 Prozent gefallen. Ihm steht eine Mehrheit gegenüber (Universitäten 60 Prozent; Fachhochschulen 53 Prozent), die dies ablehnen und sich deshalb für Reformen aussprechen.

Allerdings handelt es sich dabei offenbar nicht um radikale Veränderungsabsichten; denn unter den Studierenden ist es eine Minderheit von knapp einem Drittel, welche die Ansicht vertritt: "Wirkliche Demokratisierung ist nur außerhalb der bestehenden Institutionen möglich". Bilanziert man diese Aussagen für die Studentenschaft, dann hat sich die Unzufriedenheit mit der demokratischen Praxis zwar verbreitert, aber Lösungswege werden nicht in radikalen oder system-transzendierenden Modellen gesucht. Es ist aber zu beachten, daß sich solche zunehmenden Unzufriedenheiten aufstauen können, wenn sie nicht aktiv aufgegriffen werden.

Die Unzufriedenheit der Studentinnen mit der demokratischen Praxis ist deutlich höher als die der Männer. Unter ihnen lehnen an Universitäten wie Fachhochschulen jeweils fast zwei Drittel die Aussage ab, daß sich unsere Demokratie bewährt habe. Jedoch bedeutet dies nicht, daß sie häufiger nach radikalen Lösungen außerhalb der bestehenden Institutionen suchen: hier bestehen kaum Unterschiede zu den Männern.

Zunehmende Unzufriedenheit mit den politischen Verhältnissen

In ihren **Haltungen gegenüber den politischen Verhältnissen** erweisen sich die Studierenden noch distanzierter und kritischer. Ein großer Teil der Studierenden, nahezu zwei Drittel, sieht die gegenwärtige Politik in ihren Grundzügen falsch ausgerichtet: zu stark am Wachstum und den Interessen der Industrie und zu wenig an der Lebensqualität der Menschen. Diese grundsätzliche Kritik teilen, bei leicht steigender Tendenz, 64 Prozent der Universitäts- und 62 Prozent der Fachhochschulstudenten.

Nicht ganz so verbreitet ist die Kritik an Politikern und etablierten Parteien, sie würden wichtige und dringende Probleme vernachlässigen; dies halten aber immerhin jeweils 43 Prozent an Universitäten und Fachhochschulen für zutreffend. Demgegenüber wird dem Parlamentarismus nicht so häufig kritisch begegnet: Jeweils weniger als ein Viertel meint, er böte nicht ausreichende Möglichkeiten für eine demokratische Interessenvertretung der Bevölkerung, wobei diese kritische Haltung in den letzten Jahren sich weiterhin abgeschwächt hat.

Größere Distanz und Skepsis von Studentinnen gegenüber etablierter Politik

Das Votum für eine andere Ausrichtung der Politik ist unter den Studentinnen, vor allem an Universitäten, viel verbreiteter als unter den männlichen Kommilitonen. Auch stehen sie den etablierten Parteien skeptischer gegenüber und halten seltener den Parlamentarismus für ausreichend, um eine demokratische Interessenvertretung der Bevölkerung zu sichern. In all diesen Stellungnahmen zeigt sich die deutlich größere Distanz von Frauen zur politischen Praxis, was sicherlich auch damit zusammenhängt, daß diese noch weithin eine männliche Domäne hinsichtlich dominanter Positionen und Einflußchancen geblieben ist.

10 Orientierungen gegenüber gesellschaftlichen Verhältnissen

Vorstellungen und Urteile, die sich auf die gesellschaftlichen Verhältnisse beziehen, haben einen hohen Signalwert für längerfristige Trends, auch in den beruflichen Perspektiven oder den politischen Einstellungen. Sie bilden zugleich einen Rahmen, in den Urteile zu spezifischeren Bereichen eingefügt sind, die deshalb zum großen Teil nur unter Berücksichtigung dieses Kontextes angemessen zu verstehen sind.

In einem ersten Abschnitt gehen wir auf gesellschaftliche Ziele und Entwicklungen ein. Im Mittelpunkt steht die Frage, inwieweit gesellschaftliche Werte wie Freiheit, Gleichheit, Wohlfahrt, Sicherheit als verwirklicht gelten; ergänzt wird dies um die Aspekte der Beurteilung der Aufstiegschancen und der Haltungen gegenüber dem technischen Fortschritt. Von besonderer Bedeutung für das Gesellschaftsbild sind die Stellungnahmen zu den sozialen Unterschieden und der Gerechtigkeit; sie lassen Schlüsse darauf zu, ob die gesellschaftlichen Verhältnisse legitim erscheinen oder kritisch gesehen werden. Eine besondere Rolle spielt die Diskussion um den gesellschaftlichen Wertewandel, für den nach verbreiteter Ansicht gerade die Studierenden eine bedeutsame Trägergruppe darstellen. Der abschließende Abschnitt wendet sich daher alternativen Orientierungen und Lebensformen zu, da daran zu erkennen ist, ob eine Abkehr von bisherigen Grund- und Arbeitswerten bei den Studierenden stattfindet.

10.1 Gesellschaftliche Ziele und Entwicklungen

Bei der **Verwirklichung gesellschaftlicher Ziele** unterscheiden wir zwischen Grundwerten (individuelle Freiheit, soziale Gleichheit, Solidarität, demokratische Mitbestimmung) einerseits und Wohlfahrtszielen andererseits (wirtschaftliche Stabilität, materieller Wohlstand, soziale Sicherheit und sozialer Frieden).

Individuelle Freiheit vergrößert, soziale Gleichheit verringert

Zwischen der Verwirklichung individueller Freiheit und sozialer Gleichheit gibt es nach dem Urteil der Studierenden eine gegenläufige Entwicklung. Während die Verwirklichung der Freiheit deutlich mehr Studierenden als Anfang der 80er Jahre gelingen erscheint, konstatieren sie bei der sozialen Gleichheit häufiger Defizite. Für die Studierenden hat sich offenbar die soziale Ungleichheit in den 80er Jahren vergrößert (vgl. auch Abschnitt 10.2), zugleich haben individuelle Freiheiten zugenommen.

Etwas verbessert hat sich nach Auffassung der Studierenden die demokratische Beteiligung und Mitbestimmung: Vor acht Jahren hielt sie fast jeder vierte Universitätsstudent für "viel zu wenig" realisiert, im Jahre 1990 ist es nur noch jeder sechste, an Fachhochschulen sogar nur jeder achte Studierende. In ähnlicher Weise scheint

den Studieren in unserer Gesellschaft die Solidarität nicht mehr ganz so häufig zu fehlen wie noch zu Anfang der 80er Jahre.

Starker Zugewinn an wirtschaftlicher Stabilität

In besonderer Weise hat unter den Wohlfahrtszielen die wirtschaftliche Stabilität gewonnen: Über zwei Drittel der Studierenden gehen heute von einer "gerade richtigen" wirtschaftlichen Stabilität aus; vor acht Jahren war es nur ein Fünftel. Dies war damals Ausdruck eines verbreiteten ökonomischen Krisenbewußtseins unter den Studierenden, das weitgehend verfliegen ist. Das ist begleitet von einem leichten Zugewinn an sozialer Sicherheit, obwohl in dieser Hinsicht noch viele Studierende, nämlich fast die Hälfte, Mängel konstatieren, die allerdings etwas seltener als noch Mitte der 80er Jahre als gravierend eingestuft werden. Für die Mehrheit der Studierenden haben wir nach wie vor eine "Überflußgesellschaft"; nur wenige sind der Ansicht, es gebe "zu wenig" materiellen Wohlstand (Uni 13 Prozent; FH neun Prozent).

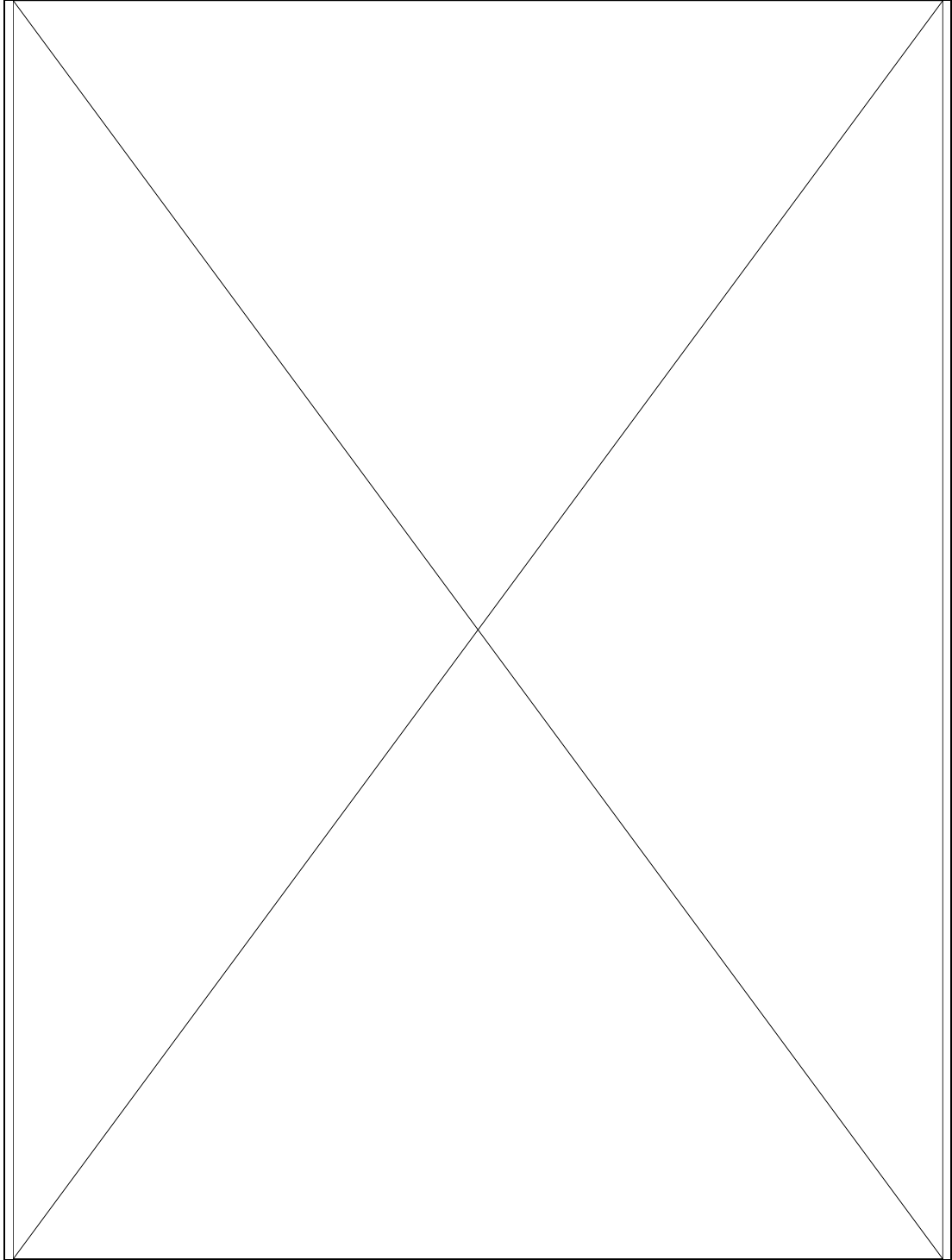
Insgesamt positive gesellschaftliche Entwicklung in den 80er Jahren

Alles in allem hat die gesellschaftliche Entwicklung in den 80er Jahren, vor allem im Bereich der Wirtschaft und Wohlfahrt, in der Wahrnehmung und Beurteilung der Studierenden ganz überwiegend positive Züge. Das gilt auch für die wichtigen Grundwerte der Freiheit und demokratischen Mitbestimmung. Einzig die soziale Gleichheit ist an dieser insgesamt positiven Entwicklung nicht beteiligt. Bei den männlichen Studierenden erscheint die Entwicklung insgesamt günstiger; demgegenüber haben die weiblichen Studierenden bei nahezu allen gesellschaftlichen Zielen nach wie vor häufiger den Eindruck von Defiziten, vor allem was die soziale Gleichheit, demokratische Mitbestimmung und soziale Sicherheit betrifft.

Sicht der Aufstiegschancen erheblich aufgehellter

Die günstige Sicht der Entwicklung gesellschaftlicher Wohlfahrt wird durch die **Beurteilung der Aufstiegschancen** bestätigt. Das heißt nicht, daß die Mehrheit der Studierenden diese rosig sieht, aber der Anfang der 80er Jahre stark verdüsterte Horizont hat sich erheblich aufgehellt. Damals meinten an Universitäten wie Fachhochschulen etwa zwei Drittel der Studierenden, die Aufstiegschancen würden sich eher verschlechtern, heute ist es an beiden Hochschularten jeweils nur noch etwa ein Drittel, das sie eher pessimistisch beurteilt. Allerdings bleibt zu beachten, daß hinsichtlich der Entwicklung auch einige Unsicherheit herrscht, denn der Anteil Studierender, die sich kein Urteil zutrauen, hat an beiden Hochschularten auf fast ein Viertel zugenommen. Die Unsicherheit ist vor allem unter den Frauen groß, die auch insgesamt seltener die positive Sicht der Männer teilen. Das liegt nicht zuletzt daran, daß die allgemeine Sicht der Aufstiegschancen verständlicherweise von geschlechts- und fachspezifischen Berufsaussichten beeinflusst wird.

Abbildung 10.1
Verbesserung der Aufstiegschancen



Quelle: Konstanzer Projekt Studiensituation, WS 89/90, Fr. 93.

Ökonomen und Ingenieure am optimistischsten

Das zeigt sich bei dem Blick auf die Entwicklung in den Fächergruppen. Zwar ist in allen Fächergruppen ein Trend zu einer günstigeren Beurteilung zu beobachten, aber dessen Stärke ist ganz unterschiedlich. Am häufigsten sind es gegenwärtig die Mediziner, die eine Verschlechterung der Aufstiegschancen wahrnehmen (50 Prozent); vor acht Jahren waren es Sozialwissenschaftler an Universitäten und Fachhochschulen. Am optimistischsten sehen Ökonomen und Ingenieure an Universitäten wie Fachhochschulen die allgemeinen Aufstiegschancen, was mit ihren Aussagen hinsichtlich ihrer individuellen Berufsaussichten korrespondiert (vgl. Abschnitt 8.5).

Eindruck der Technik-Bedrohung hat abgenommen

Aufgrund ihrer gleichzeitigen Verknüpfung mit ökonomischer Prosperität und ökologischer Gefährdung sind **Haltungen gegenüber dem technischen Fortschritt** von einigen Ambivalenzen gekennzeichnet: sie reichen von Technik-Gläubigkeit und -Vertrauen über Technik-Skepsis bis hin zu einem Gefühl der Technik-Bedrohung. Sowohl Technik-Gläubigkeit als auch Technik-Bedrohung sind unter den Studierenden nicht die vorherrschenden Haltungen; beide Haltungen werden zudem im Trend von weniger Studierenden geteilt. Stark zurückgegangen ist in den 80er Jahren der Eindruck einer Technik-Bedrohung (Abnahme um zehn Prozentpunkte auf 28 Prozent an Universitäten, um sechs Prozentpunkte auf 25 Prozent an Fachhochschulen).

Auch die Technik-Skepsis hat sich deutlich verringert, vor allem an den Universitäten: vor acht Jahren waren es noch gut zwei Fünftel, die meinten, bei geringerem technischen Fortschritt könnten wir auch ganz gut leben, vielleicht sogar besser; heute teilt weniger als ein Drittel diese Einschätzung. An Universitäten hat sich das Technik-Vertrauen weiter ausgebreitet, an Fachhochschulen allerdings nicht. Die Trendwende der Universitätsstudenten mit der Abwendung von der Bedrohlichkeit der Technik hin zu einem Vertrauen in die Leistungsfähigkeit der Technik zur Lösung von Problemen (wie Umweltverschmutzung oder Energieknappheit), sie wird von den Fachhochschulstudenten in diesem Maße nicht geteilt. Bei ihnen hat sich in den letzten drei Jahren wieder die Skepsis gegenüber der Technik leicht vermehrt.

Wieder gesteigerte Akzeptanz von Technik in allen Fächergruppen

Zwar ist eine gesteigerte Akzeptanz der Technik in allen Fächergruppen zu beobachten, aber die Differenzen sind nach wie vor groß. Vor allem bei den Studierenden der Wirtschaftswissenschaften und Juristen ist eine Technik-Gläubigkeit vorhanden, die sogar jene der Ingenieure weit übertrifft. Ingenieure an Universitäten wie Fachhochschulen zeichnen sich vor den anderen Fächergruppen durch ihr Vertrauen in die technischen Lösungsmöglichkeiten aus.

Kluft zwischen den Fächergruppen etwas eingeebnet

Technik-Vertrauen hat sich am meisten in den Geistes- und Sozialwissenschaften ausgebreitet, so daß auch in der Haltung zur Technik die Kluft zwischen den Fächergruppen sich im Laufe der 80er Jahre etwas eingeebnet hat. Allerdings sind nach wie vor Sozial- und Kulturwissenschaftler weitaus am häufigsten von der Bedrohlichkeit des technischen Fortschritts überzeugt, finden sich bei ihnen die meisten, die dem technischen Fortschritt skeptisch gegenüberstehen. Die Entwicklungen und Unterschiede in den Haltungen zum technischen Fortschritt finden ihre Entsprechung in den Orientierungen gegenüber alternativen Werten (vgl. Abschnitt 10.3).

10.2 Soziale Unterschiede und Gerechtigkeit

Analog zum Urteil, das gesellschaftliche Ziel sozialer Gleichheit sei weniger verwirklicht, nehmen in den 80er Jahren mehr und mehr Studierende das **Ausmaß der sozialen Unterschiede** als groß wahr. Im Wintersemester 1989/90 sind es an Universitäten wie Fachhochschulen jeweils 44 Prozent (1983 waren es jeweils weniger als ein Drittel). In allen Fächergruppen ist eine solche vermehrte Einschätzung der sozialen Unterschiede als groß zu beobachten.

Veränderte Urteilsmaßstäbe gegenüber sozialer Ungleichheit

Nicht in gleichem Maße hat sich jedoch **das Urteil zur Gerechtigkeit der sozialen Unterschiede** gewandelt. Der Anteil Studierender, die sie als ungerecht beurteilen, hat sich kaum geändert: an Universitäten wie an Fachhochschulen ein gutes Drittel. Das besagt nichts anderes, als daß sich die Urteilsmaßstäbe gegenüber sozialer Ungleichheit verändert haben und nunmehr unter den Studierenden auch größere Unterschiede noch als gerecht gelten. Männer halten im übrigen die sozialen Unterschiede deutlich häufiger für gerecht als Frauen. Bei den Fächergruppen meinen Ökonomen an Universitäten wie Fachhochschulen vergleichsweise am häufigsten, die sozialen Unterschiede seien gerecht; Studierende des Sozialwesens an Fachhochschulen beurteilen sie am häufigsten als ungerecht.

Die andere Art der Beurteilung sozialer Unterschiede hängt mit dem "inneren" und "äußeren" Kontext der Sicht der gesellschaftlichen Verhältnisse zusammen. Sie dokumentiert sich in den **Stellungnahmen zur sozialen Gerechtigkeit und zu Funktionen des Wettbewerbs**.

Der "innere Kontext" sozialer Ungleichheit bezieht sich auf die Aspekte der "Offenheit" und "Leistungsgerechtigkeit". Ersteres wird über die Aussage indiziert: "In unserer Gesellschaft hat jeder eine faire Chance, nach oben zu kommen", letzteres durch die Aussage: "Das Einkommen hängt in unserer Gesellschaft vor allem von der Leistung des einzelnen ab". Hinsichtlich beider Aspekte ist bei den Studierenden an Universitäten und Fachhochschulen im Trend der 80er Jahre eine vermehrte

Zustimmung festzustellen. Für einen großen Teil der Studierenden ist die Gesellschaft offener und leistungsgerechter geworden. Beides trägt dazu bei, sie trotz größerer sozialer Unterschiede insgesamt nicht als weniger gerecht zu beurteilen.

Ähnliches trifft für die Aspekte des "äußeren Kontextes" der Sicht sozialer Unterschiede zu. Damit ist zum einen gemeint, ob die Vorstellung geteilt wird: "Die sozialen Unterschiede ganz abzuschaffen ist nicht möglich"; zum anderen bezieht sich dies auf die Funktionen des Wettbewerbs, ob sie eher negativ gesehen werden (da er die Solidarität der Menschen zerstört), oder eher positiv eingeschätzt werden (da sich ohne ihn die Menschen nicht anstrengen). Der Anspruch, soziale Unterschiede ganz abzuschaffen, scheint mehr und mehr Studenten als utopisch. Zwar war es stets eine deutliche Mehrheit, die eine solche Vorstellung als nicht realisierbar ansah, aber die Minderheit, die solcher Hoffnung anhing, ist deutlich geschrumpft, vor allem an Universitäten (von elf Prozent 1983 auf sechs Prozent 1990).

Wende in der Beurteilung von Wettbewerb

Noch deutlicher haben sich die Einschätzungen der **Funktionen des Wettbewerbs** verändert: hier ist tatsächlich von einer Wende zu sprechen. Das Verhältnis der Anteile einer positiven Sicht (1983 nur 30 Prozent, 1990 45 Prozent) und einer negativen Sicht (1983 noch 49 Prozent, 1990 nur noch 32 Prozent - jeweils an Universitäten) hat sich nahezu umgekehrt: Nunmehr überwiegt die positive Sicht des Wettbewerbs. Man kann von einer klaren Renaissance der positiven Idee vom Wettbewerb sprechen.

Studentinnen bleiben skeptischer und kritischer

Diese Trends werden von Studentinnen und Studenten in ähnlicher Weise getragen. Frauen sind gegenüber der positiven Funktion des Wettbewerbs jedoch skeptischer geblieben und schätzen die negative Funktion, im Sinne einer Zerstörung von Solidarität, immer noch beträchtlich höher ein als die männlichen Kommilitonen. Hinsichtlich des Aspekts, daß jeder eine faire Chance habe, nach oben zu kommen, sind sie sogar deutlich kritischer als die Männer; und auch die Leistungsgerechtigkeit des Einkommens wird von ihnen häufiger bezweifelt. Hier wird das Urteil in starkem Maße durch die geschlechtsspezifische Chancenwahrnehmung und soziale Lage geprägt: Frauen sehen sich weniger leistungsgerecht behandelt an und nehmen für Frauen seltener faire Chancen für einen Aufstieg wahr.

10.3 Alternative Orientierungen und Lebensformen

Abkehr von alternativen Orientierungen weiter fortgesetzt

Die Abkehr der Studierenden von alternativen Orientierungen, ausgeprägt zwischen 1983 und 1985, abgeschwächt zwischen 1985 und 1987, hat sich bis 1990 weiter fortgesetzt; dies ist zu bilanzieren, wenn man die **Zustimmung und Ablehnung alternativer Einstellungen** im Zeitverlauf verfolgt. Vor allem die weitreichende Konsequenz, "Gründung von autonomen Lebens- und Arbeitskollektiven", wird immer weniger verfolgt, sie wird immer häufiger abgelehnt. Die Ablehnung stieg seit 1983 von etwa einem Drittel auf fast die Hälfte in 1990, und zwar an Universitäten wie Fachhochschulen in ähnlichem Ausmaß.

Auch der "andere Grundwert", wonach die Selbstverwirklichung und Entfaltung der eigenen Persönlichkeit das vorrangige Lebensziel ist, findet weniger vehemente Zustimmung. Die "Selbstaktualisierung" als zentraler Grundwert breitet sich in den 80er Jahren bei der "jungen Intelligenz" keineswegs weiter aus, er verliert vielmehr an Attraktivität oder stagniert. Dennoch bleibt festzuhalten, daß Selbstverwirklichung weiterhin für sehr viele Studierende ein wichtiger Grundwert geblieben ist, offenbar aber weniger in einem alternativen als im bildungshumanistischen Sinne.

Die Verweigerung gegenüber traditionellen Leistungsnormen und der Ausstieg aus beruflichen Zwängen, als Indikatoren einer alternativen Orientierung gegenüber dem Lebensbereich der Arbeit, haben sich leicht abgeschwächt; sie werden heute eher abgelehnt, während sie Anfang der 80er Jahre eher noch zustimmend akzeptiert wurden. Dies gilt jedoch hauptsächlich für die Studierenden an Universitäten; denn unter den Studierenden an Fachhochschulen ist bei diesen Haltungen zu Leistungsnormen und beruflichen Zwängen von 1987 auf 1990 wieder ein gewisser Attraktionsgewinn der alternativen Orientierungen eingetreten. Diese gewissen Anzeichen einer gegenläufigen Tendenz an den Fachhochschulen haben sich auch bei den Haltungen gegenüber der Technik gezeigt (vgl. Abschnitt 10.1).

Hinsichtlich der auf die Politik bezogenen alternativen Orientierungen zeigt sich insgesamt wenig Bewegung: Nach einem leichten Abfall ist wieder eine leichte Zunahme bei der Zustimmung zum Engagement für die Lösung ökologischer Probleme und die Umweltschutzproblematik zu beobachten. Die etablierten politischen Parteien in Frage zu stellen ist weiterhin weit verbreitet, jedoch hat die starke Distanzierung an Universitäten etwas abgenommen (von 54 auf 48 Prozent); an den Fachhochschulen blieb sie bei leicht zunehmender Tendenz ähnlich.

Weniger Studierende wollen auf materiellen Wohlstand verzichten

Sowohl an Universitäten wie an Fachhochschulen sind es zunehmend weniger Studenten, die für einen Verzicht auf materiellen Wohlstand votieren. Dies fällt insbe-

sondere im Vergleich zur Studentengeneration Anfang der 80er Jahre auf: an Universitäten ist die Ablehnung eines solchen Verzichts von 38 auf 51 Prozent angestiegen, die Zustimmung von 46 Prozent auf 33 Prozent gefallen. Es hat an den Universitäten in dieser Hinsicht eine Umkehrung der Mehrheitsverhältnisse gegeben. Sie war allerdings bereits bis zum Jahre 1987 vollzogen und hat sich seitdem nicht weiter verstärkt. An den Fachhochschulen ist der Trend ähnlich, aber längst nicht so ausgeprägt wie an den Universitäten: dort stieg die Ablehnung des Verzichts auf materiellen Wohlstand von 51 Prozent auf 57 Prozent. Auf die Studentenschaft insgesamt bezogen bedeutet dies einen Prozeß der Angleichung zwischen den Studierenden der beiden Hochschularten.

Studentinnen teilen weiterhin alle verschiedenen Aspekte alternativer Orientierungen, vom Grundwert der Selbstverwirklichung über eine andere Politik bis hin zu einer anderen Art von Arbeit und Leben, in stärkerem Maße als die männlichen Studenten. Dies gilt für die Studentinnen an Universitäten und Fachhochschulen; jedoch haben sie den allgemeinen Trend einer Ablehnung von alternativen Orientierungen und Haltungen in fast gleichem Maße wie die Männer mit vollzogen. Nur hinsichtlich der Bereitschaft zur Gründung von autonomen Lebens- und Arbeitskollektiven ist Abkehr und Ablehnung bei ihnen nicht ganz so ausgeprägt wie bei den Männern.

Noch am ehesten sind Kultur- und Sozialwissenschaftler Anhänger alternativer Orientierungen geblieben. Weiterhin werden solche Orientierungen am häufigsten von Ökonomen und Juristen abgelehnt. Für den gesamten Trend in allen Fächergruppen ist wohl bezeichnend, daß in keiner Fächergruppe (mit Ausnahme der Studierenden des Sozialwesens an Fachhochschulen) sich noch eine Mehrheit findet, die zu Verzichtens hinsichtlich des materiellen Wohlstandes bereit wäre. Und die Gründung von autonomen Lebens- und Arbeitskollektiven wird nur noch von größeren Teilen Studierender der Sozialwissenschaften und des Sozialwesens erwogen, in allen anderen Fächergruppen werden solche Absichten weit überwiegend abgelehnt, besonders stark von den Studierenden der Rechtswissenschaften.

Geringere Beteiligung an alternativen Lebensformen und Bewegungen

Die Abkehr von alternativen Orientierungen findet ihren Niederschlag in einer verminderten **Beteiligung an alternativen Lebensformen und Bewegungen**. So ist der Anteil Studierender, die eine Mitarbeit in einem autonomen Arbeitskollektiv vorhatten, an Universitäten von 21 auf 15 Prozent, an Fachhochschulen ganz analog von 22 auf 15 Prozent gesunken. Der kleine Kreis Studierender, die regelmäßig oder manchmal in solchen alternativen Formen mitwirken, ist bei etwa fünf Prozent stabil geblieben. Eine ähnliche Entwicklung tritt auch bei anderen Aspekten alternativer Orientierungen und Betätigungen auf: Während der überzeugte Kern in der zweiten Hälfte der 80er Jahre im Umfang weitgehend stabil geblieben ist, hat sich der Umkreis potentieller Anhänger mit gewissen Affinitäten zu den alternativen Werten und Tätigkeiten davon wieder gelöst.

Potential für Bürgerinitiativen bleibt weiterhin hoch

Das politische Potential für Bürgerinitiativen ist unter den Studierenden gleich hoch geblieben: Jeweils ein knappes Viertel beteiligt sich manchmal oder regelmäßig (letzteres allerdings nur ein sehr kleiner Kreis von Aktiven: zwei Prozent). Dies deutet darauf hin, daß die Beteiligung an Bürgerinitiativen weithin viel von ihrer alternativen Besonderheit verloren hat.

Anders sieht es bei dem Engagement in der Friedensbewegung aus: gut die Hälfte der Studierenden ist im WS 1989/90 nicht daran beteiligt und hat es auch nicht vor, im WS 1982/83 waren es kaum zwei Fünftel. Das regelmäßige Engagement ist bei Universitätsstudenten von sechs auf nur noch zwei Prozent zurückgegangen.

Die Beteiligung der Studentinnen an einer Frauengruppe hat sich kaum verändert. An Universitäten wie an Fachhochschulen sind es etwa 16 Prozent, die sich mehr oder weniger regelmäßig daran beteiligen. Immerhin zwei Drittel der Studentinnen beteiligen sich nicht und haben es auch nicht vor.

Die Beteiligung an alternativen Lebensformen ist weiterhin eine Domäne der Sozialwissenschaftler an Universitäten und Studierenden des Sozialwesens an Fachhochschulen geblieben, gefolgt mit einigem Abstand von Studenten der Kulturwissenschaften. Nur an Bürgerinitiativen und in der Friedensbewegung haben sich auch Studierende anderer Fächergruppen etwas häufiger beteiligt, jedoch zumeist nur sporadisch. In autonomen Arbeitskollektiven sind sie dagegen kaum anzutreffen; höchstens fünf Prozent machen dabei mit. Daran ist ablesbar, daß in fast allen Fächergruppen alternative Orientierungen, wenn sie mit praktischen Konsequenzen verbunden sind, weitgehend an Boden verloren haben.